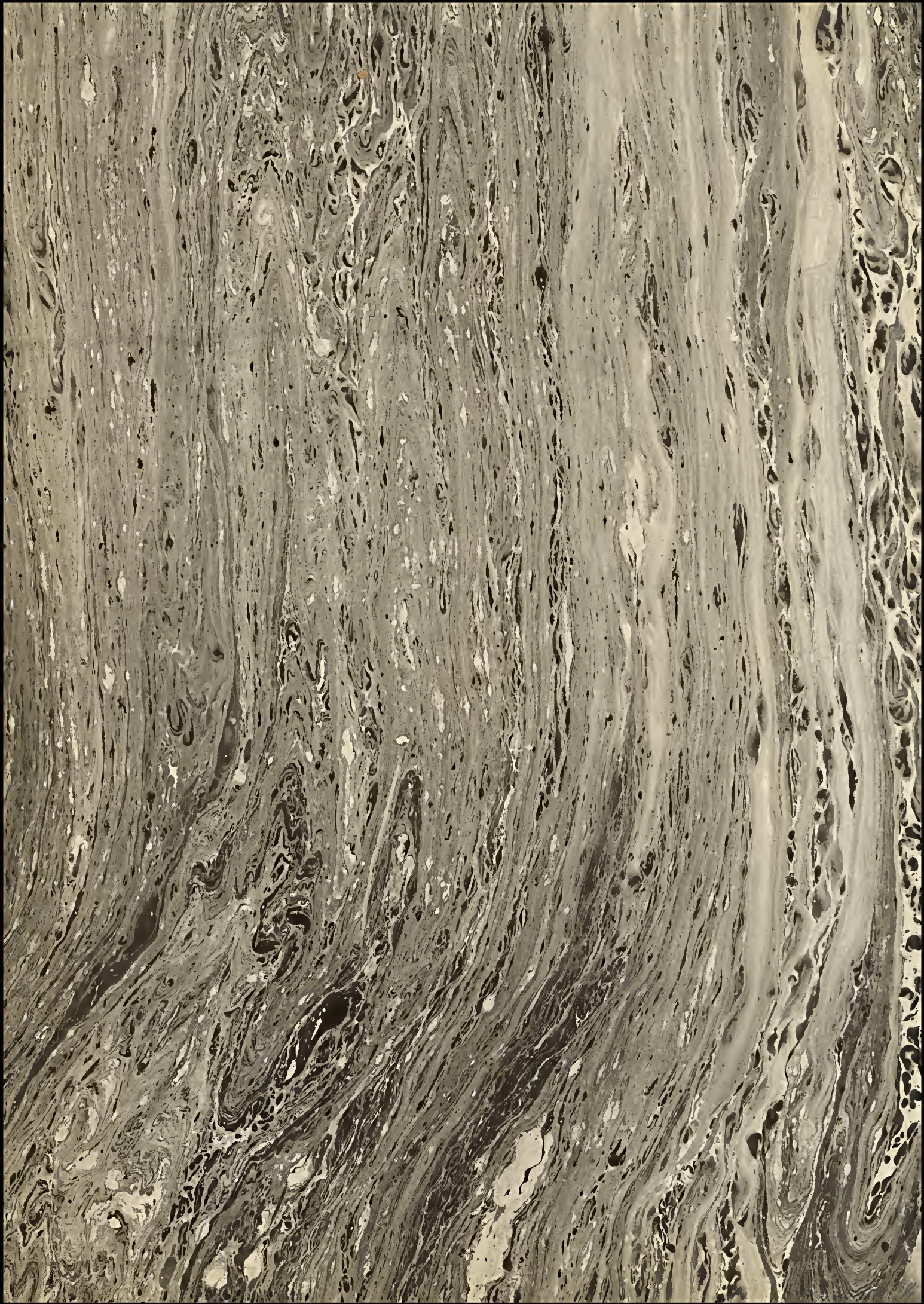






Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Noider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 30

São Paulo, 11. Januar 1913

IX. Jahrg

Herr Farquhar spricht.

In den letzten Monaten ist in und außer dem Lande unendlich viel über Herrn Pereival Farquhar und seine brasilianischen Unternehmungen geschrieben worden. Der Herr hat den Kongreß in Aufregung versetzt, hat Anlaß zu der Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission gegeben und den Nativismus mächtig entfacht. Die ganz berechnete und vernünftige Reaktion gegen große Landkonzessionen an von Yankees beherrschte Syndikate, besonders in strategisch wichtigen und in Grenzgebieten, ist in eine ganz törichte Fremdenfurcht ausgeartet. Als ob nicht in jedem wirtschaftlich emporstrebenden Lande fremdes Kapital und fremde Arbeit die Pionierdienste geleistet hätten! Gerade in dem eben abgelaufenen Jahre 1912 hat der sechzigste Jahrestag der Gründung der Aktiengesellschaft „Phönix“, eine der gewaltigsten Unternehmungen der deutschen Montanindustrie, daran erinnert, daß auch die Anfänge der heute so mächtigen deutschen Industrie auf fremdes Kapital zurückgehen. Der „Phönix“ z. B. wurde fast ausschließlich mit französischem Kapital gegründet, Berlin bezog seine Beleuchtung von einer englischen Gasgesellschaft, englisch war auch das Kapital vieler Textilfabriken, englisches und französisches Geld wurde zum Bau von Eisenbahnen herangezogen, hunderte von Millionen deutscher Anleihen wurden an der Pariser und der Londoner Börse plaziert. Hat das Deutschland verhindert, seine Selbständigkeit zu wahren, eine der ersten Großmächte und einer der bedeutendsten Industriestaaten der Welt zu werden? Wenn wir vernünftig sind, dann ergeben wir uns nicht jenem engen Nativismus, der immer ein Zeichen von Schwäche ist, sondern folgen dem deutschen Beispiel: wir benutzen die fremde Hilfe, solange wir sie brauchen, und zahlen später, wenn wir stark genug geworden sind, dem Auslande sein Kapital zurück. Freilich, wenn wir auf dem in den letzten Monaten beschrittenen Wege fortfahren, dann wird uns die fremde Hilfe, deren wir so dringend bedürfen, bald entzogen werden, denn mit Nativisten macht niemand gerne Geschäfte, weil er immer Gefahr läuft, schlecht behandelt zu werden. Außerdem ist gerade in Brasilien der Nativismus so unberechtigt wie möglich: wenn der Bürger unseres Landes seinen Stammbaum prüft, wird er fast regelmäßig schon in der zweiten Generation frem-

des Blut finden: portugiesisches, spanisches, italienisches, deutsches, englisches, französisches oder afrikanisches. Wo hören da die Fremden auf und fangen die Brasilianer an?

Herr Pereival Farquhar war während des ganzen Streites der letzten Monate außer Landes und ist in der Diskussion gar nicht zu Worte gekommen. Erst jetzt fiel dem Korrespondenten des „Jornal do Commercio“ in Paris ein, Herrn Farquhar, der sich dort aufhält, zu befragen. Der nordamerikanische Unternehmer hat sich natürlich nicht sehr erbaut über die Vorgänge geäußert, die, wie er sagte, große Kapitalien von Brasilien ferngehalten haben. Er hat aber gleichzeitig eine Darstellung seiner Pläne gegeben, auf die einzugehen sich wohl verlohnt.

Die größte Schwierigkeit für ein Neuland, sagte Herr Farquhar, besteht darin, die Sympathien der Geldmärkte zu gewinnen. Mehr als zwölf Länder Lateinamerikas, in denen noch so gut wie alles zu tun ist, ferner Rußland, China, Japan, Südafrika, Kanada, Australien, Aegypten, die Türkei, die Balkanländer, die Kolonien der europäischen Großmächte streiten um den Vorrang auf dem Geldmarkte. (Herr Farquhar hätte ruhig auch die Vereinigten Staaten nennen können, die Europas Geldmärkte vielleicht am meisten in Anspruch nehmen.) In etwa sechs Jahren sei es ihm gelungen, nahezu 45 Millionen Pfund Sterling nach Brasilien zu leiten, und weitere 8 Millionen seien ihm zugesagt. Er habe früher schon Bahnen auf Kuba und in Guatemala gebaut und auf den zugehörigen Landkonzessionen Kolonien angelegt und Industrien ins Leben gerufen. Durch die brasilianische Propaganda, die fremdes Kapital und fremde Arbeit ins Land lud, wurde seine Aufmerksamkeit auf unser Staatswesen gelenkt. 1904 regte man ihn an, sich für den Hafen von Pará zu interessieren. Die außerordentlich günstige Lage dieses Hafens an der Mündung des Amazonas reizte ihn. So reiste er 1905 nach Brasilien, das wegen seiner Zukunftsmöglichkeiten einen großen Eindruck auf ihn machte.

Was nächst dem Hafen von Pará zuerst seine Aufmerksamkeit erregte, war der alte Wunsch der Südbrazilianer, Rio Grande do Sul mit São Paulo, d. h. mit der Bundeshauptstadt durch eine Eisenbahn zu verbinden. Ihn interessierte weniger die Verbindung der Hauptstadt mit den Landesgrenzen als die Möglichkeit, den Weizen, den Mais, das Obst, das Fleisch, die Wolle, die Luzerne, die Brasilien

aus Argentinien bezog, im Lande selbst zu erzeugen, ja sogar für den Export zu arbeiten, sobald das Hochland des Südens durch Verkehrswege erschlossen sei. Auch der Import von Einwanderern für seine Kaffeepflanzungen, den São Paulo mit solchen Geldopfern vornimmt, kann wegfallen, wenn das Hochland besiedelt ist und seine Jugend auf Arbeit ausschickt. Des weiteren führt Brasilien Fichtenholz ein, während die Wälder des Hochlandes nicht nur den eigenen Bedarf decken, sondern auch für die Ausfuhr liefern können. Dadurch werden zugleich die erforderlichen Lichtungen für die Besiedlung geschaffen. Diese Idee fesselte ihn und so bemühte er sich, die Sorocabana und die São Paulo—Rio Grande-Bahn in ein System zu vereinigen, um eine einheitliche Verkehrspolitik zu ermöglichen. Als er 1907 die São Paulo—Rio Grande-Bahn übernahm, war nur die Strecke zwischen Jaguarehiva und Porto União fertiggestellt. Man nötigte ihn, die schlechte Trace bis Itararé und São João zu verfolgen, um die Vorarbeiten auszunutzen. Von dort ab aber verbesserte er die Linienführung erheblich, um eine vollkommene Bahn zu schaffen, und er hofft, auch die alten Strecken noch verbessern zu können. Niemals versuchte er die Linien künstlich zu verlängern, um Zinsgarantien herauszuschinden, im Gegenteil war er bestrebt, den Betrieb durch die Linienführung so wirtschaftlich wie möglich zu gestalten. Deshalb führte er die Bahn oft durch die Täler, obwohl der Bau durch die vielen Kunstbauten wesentlich verteuert wurde, wo der ursprüngliche Plan endlose Schlangenwindungen an den Hängen entlang vorsah. Diese und andere Maßnahmen ermöglichten ihm die Vereinheitlichung der Tarife unter gleichzeitiger Herabsetzung um 15 bis 25 Prozent. Und wenn erst die Brücke über den Uruguay vollendet sein wird, dann werden auf der Bahn große Nachtzüge mit Speisewagen und allem modernen Komfort bis zur Grenze fahren.

Nachdem Herr Farquhar die Zentrallinie gebaut hatte, die gewissermaßen das Rückgrat des Hochlandes ist, konnte er sich der Einsicht nicht verschließen, daß von ihr andere Linien ausgehen müßten, zunächst nach der Küste und später auch gegen Westen. Deshalb übernahm er die Pachtung der Paranábahn (nach Paranaguá) und beschleunigte den Bau der Bahn von São Francisco nach der Iguassú-Mündung. Um eine Idee von dem zu geben, was er für den Süden Brasiliens erstrebt, erwähnte er, daß die letztgenannte Bahn es in technischer Beziehung mit jeder anderen aufnimmt, daß sie eines der höchsten Gebirge Brasiliens fast ohne Steigungen überwindet und daß sie die Verbindung mit Paraguay herstellt. Er habe immer danach gestrebt, Verbindungen mit den Nachbarländern herzustellen und Brasilien zum Hauptträger des süd-amerikanisch-atlantischen Eisenbahnnetzes zu machen. Die São Paulo—Rio Grande-Bahn mit ihren Gliedern verbindet das Hochland Südbrasilens mit drei Häfen: Santos, Paranaguá und São Francisco, also mit Häfen São Paulos, Paraná und Santa Catharinas. Noch blieb Rio Grande do Sul, dessen Hafen unter den schlechten Verhältnissen der Barre litt. So lange die Einfahrt in den Hafen von Rio Grande und in die Lagoa do Patos nicht sichergestellt war, konnte der Südstaat sich nicht entsprechend seinen Möglichkeiten entwickeln. Die finanzielle Hilfe, mit der der Ingenieur Corthel für den Hafenbau rechnete, versagte völlig. Da war es Herr Farquhar, der im Verein mit Herrn Legru die Finanzgruppe zustande brachte, die die Beendigung der Arbeiten garantierte.

Aber die Eisenbahnen, die er erbaute, gingen fast durchweg durch menschenleere Einöden. Sollten sie

etwas zu befördern haben, so mußte er selbst dafür sorgen. Er kaufte 225.000 Hektar Wälder und baute zwei Sägewerke, die demnächst die Ausfuhr über Paranaguá und São Francisco aufnehmen werden. Im Einvernehmen mit einer italienischen Interessengruppe untersuchte er die Kolonisierbarkeit des Gebietes. Er beauftragte den bekannten italienischen Agrikultur-Ingenieur Nicoli mit dem Studium des Hochlandes. Herr Nicoli stellte eine außerordentliche Armut an Kalk und Stickstoff bei den Kampländereien fest und bezeichnete nur das Waldland als zur sofortigen Kolonisation geeignet. Der Kampf muß nach seiner Aussage erst lange gedüngt werden, d. h. die Viehzucht muß dort dem Ackerbau vorausgehen. Dieser Bericht des Ingenieurs Nicoli veranlaßte Herrn Farquhar, die Viehzucht in großem Maßstabe aufzunehmen. Durch Spezialisten ließ er das Problem der Verbesserung der einheimischen Viehschläge studieren. Sie rieten ihm von der Einführung reinrassiger Zuchttiere ab, da diese sich unter den obwaltenden Verhältnissen nur schwer akklimatisieren. Sie empfahlen ihm vielmehr die Verwendung des Viehs von Texas, da die klimatischen und sonstigen Bedingungen in diesem Staate den südbrasilianischen gleichen. Demzufolge führte er 900 Stück Texasvieh ein und legte Herden zu Kreuzungszwecken an. Daraus wird ihm jetzt der Vorwurf gemacht, daß er ein Fleischmonopol für Brasilien anstrebe. In Wirklichkeit will er nur die Viehproduktion fördern, denn nicht nur das Inland ist mit Fleisch ungenügend versorgt, sondern auch der Weltmarkt nimmt soviel Fleisch auf, wie ihm zugeführt wird. In Verfolg seines Planes erwarb er dann weite Landstrecken in Matto Grosso, denn dieser Staat wird für Brasilien das sein, was die entfernten Kamps des Innern für Argentinien. Dort wird das Vieh produziert werden, das dann zur Mast nach den den Bevölkerungszentren näheren Kamps der Südstaaten überführt wird. Herr Farquhar hat auch bereits Vorkehrungen zur Anlage von Schlachthäusern, Kühlhallen und den erforderlichen Nebenbetrieben getroffen, und zwar nach Chicagoer Muster, das ihm vollkommener erscheint als das vom La Plata.

Er kam dann auf die Madeira-Mamoré-Bahn, den Hafen von Pará und seine Pläne im Norden zu sprechen, die nach seiner Behauptung den Zweck haben, durch Verbilligung des Transports und Selbsthaltung einer zahlreichen Arbeiterbevölkerung auf sanierten Ländereien die brasilianische Gummiproduktion so zu verbilligen, daß sie mit der asiatischen konkurrenzfähig bleiben kann. Was die Landkonzessionen anbelangt, so erinnerte er daran, daß man anderwärts weniger ängstlich sei: die Canadian Pacific z. B. habe 26.710.400 Acres erhalten und die Florestal Land in Argentinien 1.154.368 Acres. Auch in Uruguay, wo man doch dem übermächtigen Nachbar gegenüber Furcht haben könnte, besitzen gerade Brasilianer ausgedehnte Landstrecken. Seine Brazilian Railway verfüge über wenig mehr als 5000 Kilometer Bahnen. Viele nordamerikanische Bahngesellschaften besitzen 15.000 und mehr Kilometer. Nur ein großes Eisenbahnnetz unter einer Leitung ermögliche eine vernünftige Verkehrs- und Tarifpolitik. Mit der Viação Bahiana, der Nordwestbahn, der Light and Power und der Improvements in São Paulo habe er sich nie beschäftigt. Und was die Hotels anbelange, so finde er es sonderbar, daß man erst nach modernen Hotels schreie, alle möglichen Konzessionen für ihren Bau gewähre und sie hinterher für staatsgefährlich erkläre, weil die Brazilian Railway sie errichte.

Diese letzte Bemerkung ist ganz gewiß zutreffend, wie überhaupt die Erklärungen des Herrn Farquhar

nicht ohne weiteres abzulehnen sind. Natürlich übt er seine Tätigkeit nicht aus Menschenfreundlichkeit und Liebe zu Brasilien aus, wie er sich den Anschein gibt, sondern weil er Geld verdienen will. Aber das kann uns ja schließlich einerlei sein, wenn seine Unternehmungen das Land erschließen. Solange er nicht versucht, auf Kosten des Landes unerlaubte Gewinne einzustreichen, besteht für die öffentliche Meinung kein Grund zur Aufregung und für die Staatsgewalt kein Grund zum Einschreiten.

Wochenschau.

Das Ableben des Staatssekretärs v. Kiderlen-Waechter hat in diplomatischen und politischen Kreisen große Bestürzung hervorgerufen. Selbst im Auswärtigen Amte wußte man nichts von der Erkrankung des Staatssekretärs. Als er am 23. Dezember Berlin verließ, war er vollkommen gesund. Den ersten Schlaganfall hatte er am Freitag nacht. Tags darauf trat eine Verschlechterung ein und nachmittags gegen 4 Uhr verlor er das Bewußtsein. Als der Kaiser die Todesnachricht erhielt, sprach er sofort dem Bruder des Staatssekretärs und seiner Schwester Freifrau v. Gemmingen telegraphisch sein Beileid aus.

„Nord. Allg. Ztg.“ und „Reichsanzeiger“ heben die Dienste hervor, welche der Verstorbene dem Vaterland geleistet und preisen seine Tugenden. Sie betonen, daß der Verlust ein sehr schwerer für das Reich ist.

Ueber die kürzlich in Bonn erfolgte Gründung der deutsch-südamerikanischen Gesellschaft liegen nunmehr ausführlichere Nachrichten vor. Der Gesellschaft liegt statutengemäß die Pflege und der Ausbau der geistigen Beziehungen Deutschlands zu den südamerikanischen Ländern ob. Sie wird Uebersetzungen hervorragender deutscher Werke in Spanisch und Portugiesisch veranstalten, Publikationen austauschen und Propagandaschriften in Deutsch, Spanisch und Portugiesisch veröffentlichen. Die Gesellschaft wird ferner in Südamerika Auskunftsstellen errichten. Zu ihren Protektoren gehört auch der brasilianische Gesandte in Berlin.

Der Kaiser ernannte den Freiherrn Gottlieb v. Jagow, bisherigen Botschafter beim Quirinal, zum Staatssekretär des Aeußern.

Im Elsaß wurden fünf Franzosen festgenommen, die als Geschäftsleute auftraten, aber Werbeagenten für die Fremdenlegion waren. Sie boten im Falle der Anwerbung Prämien bis zu 350 Franken.

In Berlin tagt der internationale Sozialistenkongreß. Einer der Vertreter der englischen Sozialisten führte in längerer Rede aus, daß die Arbeiter sich redlich bemühen, zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen England und Deutschland beizutragen und mit allen Mitteln zu verhindern suchen werden, daß es zu einem Kriege zwischen den beiden Ländern kommt.

Der Vorsitzende des Kongresses, Ernst, dankte dem Engländer in zündender Rede und versicherte, daß die deutschen Arbeiter vollkommen die Gesinnungen ihrer englischen Genossen teilen.

Der Kongreß lehnte ab, die Diskussion der Polenfrage auf die Tagesordnung zu setzen.

Der nach Santos bestimmte Dampfer „Thistlethwaite“, welcher Schienen und Bahnwagen geladen hatte, war wegen eines heftigen Sturmes genötigt, Southampton als Nothafen anzulaufen. Die Ladung ist teilweise beschädigt worden. Ein anderer Dampfer, der italienische „Trento“, wurde ebenfalls in einem Sturme schwer mitgenommen und zwar im Golf von Biscaya. Das Schiff machte Wasser, das

Steuerruder brach und die Rettungsboote wurden zertrümmert. Der Kapitän weilte zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen auf der Kommandobrücke, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen.

Vor einigen Tagen kursierte an der Londoner Fondsbörse schon wieder das Gerücht, daß ein Einvernehmen der Direktion der São Paulo Railway Co. und der Farquhar-Gruppe erzielt worden sei und die Aktionäre der S. P. R. durch Rundschreiben davon in Kenntnis gesetzt worden wären. Demgegenüber erklären „Financial Times“, daß die Angelegenheit noch nicht spruchreif sei und demgemäß gar kein Rundschreiben hätte versandt werden können. Wie verlautet, kann man sich über zwei Hauptpunkte nicht einigen. Die Direktion der São Paulo Railway soll darauf bestehen, daß das Farquhar-Konsortium eine Jahresdividende von 15 Prozent garantiere, während man über 13 Prozent nicht hinausgehen wolle, ferner bestehen Divergenzen über die Verwendung des Reservefonds.

Dem erwähnten Finanzblatte zufolge soll man in New York mit großem Interesse die Verhandlungen verfolgen, welche in London über die Gründung einer großen internationalen Finanzkorporation gepflogen werden. Die Korporation soll mit einem Kapital von 20 Millionen Pfund Sterling die Eisenerz- und Steinkohlenlager Brasiliens explorieren. Man nennt als Beteiligte Rothschild, Baring Brothers, Sir Ernest Cassel und eine Gruppe New-Yorker Bankiers. Die Namen der letzteren werden absichtlich verschwiegen, da ihr Bekanntwerden jetzt nicht opportun ist. Der Korporation würde auch das Ibatira Iron Syndicate beitreten. Der Direktor dieses Syndikats habe erklärt, daß das Erz von Ibatira in Europa sehr wohl mit dem spanischen konkurrieren könne. (Unter bestimmten Voraussetzungen gewiß. Die Konkurrenzfähigkeit hängt lediglich von den Transportkosten ab. D. Red. der D. Ztg.)

Die italienische Regierung hat der von Brasilien subventionierten direkten Dampferlinie die Konzession versagt. Das Organ des Ministeriums des Aeußern, „Popolo Romano“, nimmt zu der Angelegenheit Stellung und bemerkt u. a., daß man anfänglich die Errichtung der Linie nützlich für Italien gehalten habe, weil der Subventionsvertrag in Gegenwart des italienischen Gesandten in Rio unterzeichnet und die festgesetzten Bedingungen von diesem gutgeheißen worden seien. Das habe auch zu der Annahme berechtigt, daß in Kürze die schon längst von der brasilianischen Regierung in Aussicht gestellten Bestimmungen zum Schutze der Einwanderer und ihres Eigentums in die Bundesgesetzgebung aufgenommen werden würden. Das sei aber wider Erwarten nicht geschehen, und so sei die Regierung genötigt gewesen, den Anregungen des Auswanderungsrates folgend die Konzessionierung der Dampferlinie zu verweigern.

Der Expräsident des Staates S. Paulo Dr. Albuquerque Lima wurde vom Papste empfangen, der sich längere Zeit mit dem Besucher über kirchliche und weltliche Angelegenheiten unterhielt. Der Papst nahm mit großer Befriedigung die Mitteilungen des Expräsidenten entgegen, daß die religiösen Orden in S. Paulo Fortschritte machen und es den dort ansässigen italienischen Arbeitern im Durchschnitt gut geht.

* * *

Der für Montag befürchtete Bruch ist noch verhindert worden, aber er kann nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die Türken wollen nicht Adrianopel ausliefern und die Balkanverbündeten wollen wieder auf dieses Vilajet nicht verzichten. Somit ist für die Großmächte der Augenblick gekommen.

men, vermittelnd einzugreifen. Bleiben sie jetzt untätig, dann müssen die Feindseligkeiten wieder beginnen und diese können die Lage nur noch mehr verwirren. Die Siegesaussichten der Türken sind nach dem Waffenstillstand nicht größer als vorher und die Angriffslust der Balkansoldaten ist nur noch gesteigert. Adrianopel wird sich kaum halten können und auch bei Cataldscha scheint die Lage der Türken sich nicht zu ihren Gunsten verändert zu haben. Fallen aber diese beiden befestigten Plätze in die Hände der Bulgaren, dann ist es zu spät, den Balkanländern irgendwelche Vorschriften zu machen und jede Einnischung Westeuropas bedeutet den Waffentanz zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland, denn das letztere Land wird nicht zugeben, daß den Siegern auf der ganzen Linie irgend etwas abgejagt werde. Die Hoffnungen der Friedensfreunde sind heute geringer denn je und alles schaut besorgt in die Zukunft.

Jetzt, wo das Kriegsgespens wieder von neuem auftaucht, dürfte es nicht uninteressant sein, festzustellen, zu was Deutschland im Falle eines Krieges Oesterreich-Ungarn verpflichtet ist. Darüber entnehmen wir der „Frankfurter Zeitung“:

„Durch die Erneuerung des Dreibundes sind die zwischen Deutschland und Italien sowie zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien bestehenden Verträge auf zwölf Jahre hinaus verlängert worden. Der Vertrag zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, der auch zu den Vereinbarungen des Dreibundes gehört und ihren ältesten, wohl auch ihren bedeutsamsten Bestandteil bildet, brauchte nicht erneuert zu werden, weil er ohne zeitliche Begrenzung abgeschlossen ist. Ueber die Bedeutung und die Bedingungen des Vertrages hat in den beiden Reichen, zwischen denen er besteht, nicht von Anfang an und auch später nicht immer volle Klarheit bestanden. Zwar ist der Vertrag im Februar 1888, als die Lage im Osten sich sehr zugespitzt und Rußland in seinen westlichen Gouvernements große Truppenmassen angesammelt hatte, veröffentlicht und seither verschiedentlich der Öffentlichkeit durch die Presse in Erinnerung gebracht worden. Dennoch besteht auch jetzt vielfach die Meinung, als bedinge der Vertrag bei jedem Krieg des einen der beiden Verbündeten die Bundeshilfe des anderen. Das ist nun, wie erst kürzlich wieder bei Besprechung der Erneuerung des Dreibundes von uns erwähnt wurde, nicht der Fall. Nur wenn eines der beiden Reiche „wider Verhoffen und gegen den aufrichtigen Wunsch der beiden hohen Kontrahenten“ von Rußland angegriffen werden sollte, „sind die hohen Kontrahenten verpflichtet, einander mit der gesamten Kriegsmacht ihrer Reiche beizustehen.“ Falls einer der Bundesgenossen von einer anderen Macht angegriffen würde, verpflichtet sich der andere Verbündete, „mindestens eine wohlwollende neutrale Haltung gegen den hohen Mitkontrahenten zu beobachten“. Nur wenn der Angreifer von Rußland, „sei es in Form einer aktiven Kooperation, sei es durch militärische Maßnahmen, welche den Angegriffenen bedrohen, unterstützt werden sollte, tritt die Verpflichtung des gegenseitigen Beistandes mit voller Heeresmacht auch in diesem Falle sofort in Kraft.“ Dieser Wortlaut ergibt in voller Deutlichkeit, was auch in der Präambel des Vertrages nachdrücklich ausgesprochen worden ist, daß das Bündnis rein defensive Zwecke hat. Der Vertrag sollte, wie in den Einleitungsworten ausgesprochen ist, dazu dienen, „den durch die Berliner Stipulationen geschaffenen europäischen Frieden zu konsolidieren“, und die beiden Verbündeten „versprechen einander feierlich, daß sie ihrem rein defensiven Abkommen eine aggressive Tendenz nach kei-

ner Richtung niemals beilegen wollen“; der Vertrag sollte „ein Bund des Friedens und der gegenseitigen Verteidigung sein“. Tatsächlich hat der Dreibund, der sich aus diesem Bündnis entwickelte, diese Versicherung durchaus erfüllt.“

Für Deutschland besteht also nur dann die Pflicht Oesterreich-Ungarn beizustehen, wenn dieses „wider Verhoffen und gegen den aufrichtigen Wunsch angegriffen“ wird, und das kann diesmal nicht der Fall sein, denn die Donaumonarchie weiß nur zu genau, um was es sich handelt. Demnach würde für Deutschland noch die begründete Hoffnung bestehen, der Verwicklung fernbleiben zu können, und da sein Verbündeter kaum die Lust verspüren dürfte, wegen den albanischen Hafen ohne sichere Hilfe Deutschlands den Waffentanz mit dem großen Nachbar aufzunehmen, so kann man sich auch noch der Hoffnung hingeben, daß der Krieg doch schließlich lokalisiert bleiben wird.

Da der Telegraph darüber nichts gemeldet hat, so erfahren wir erst durch reichsdeutsche Blätter, daß Rußland an der deutschen Grenze nicht mobilisiert hat. Rußland hat viele Armee Korps auf den Kriegsfuß gesetzt, aber die Garnisonen an der deutschen Grenze sind nicht verstärkt worden. Dieses Verhalten schließt eine Kundgebung in sich, daß Rußland felsenfest an die friedlichen Absichten Deutschlands glaubt. Unsere Nativisten würden sagen, daß dieser Glaube der größte Fehler sei, den die Russen begehen können; wir sind aber der Ansicht, daß gerade durch das an Deutschland ausgestellte Vertrauensvotum die Russen gezeigt haben, daß sie gewiegte Politiker sind.

Die Friedenskonferenz ist vertagt worden und zwar auf den Wunsch der Balkandelegierten. Daß sei deshalb geschehen, um den Mächten Zeit zu geben, sich mit der Hohen Pforte zu verständigen. Die Balkanländer hoffen demnach darauf, daß die Mächte zu ihren Gunsten bei der Hohen Pforte intervenieren werden. Die Botschafter der Mächte, die an der Konferenz teilnehmen, haben wiederholt Besprechungen gehabt, aber es ist nicht bekannt gemacht worden, welcher Wind auf dem hohen Olymp der internationalen Politik weht. Diese Geheimtuerie könnten die Botschafter sein lassen, denn die ganze Welt ist daran interessiert, über den Gang der Verhandlungen die Wahrheit zu erfahren und dabei sollten sie bedenken, daß die Zeit, wo man nur am grünen Diplomatentisch internationale Politik machte, vorüber ist und daß daher die Völker ein Recht haben, zu verlangen, daß ihnen reiner Wein eingeschenkt werde.

Notizen.

São Paulo.

Kaffeemarkt vom 30. Dezember bis 4. Januar. Der Santos-Markt eröffnete am Montag (30. Dezember) stetig auf Basis von 6\$900 und 7\$600 für Typ 7 und Typ 4. Die Preise blieben unverändert bis zum Donnerstag. An diesem Tage trat eine kleine Hausse von 100 Reis ein, die auch die beiden folgenden Tage anhielt, bei ruhiger Tendenz.

Die Konsummärkte standen in der Woche abermals im Zeichen der Baisse. In Havre ging der Preis um 1¼ Franken pro 50 Kilogramm zurück.

Die Zufuhren der Woche bezifferten sich auf 145.640 Sack gegen 149.352 Sack in der Vorwoche. Das Tagesmittel waren demgemäß 24.273 Sack gegen 24.892 Sack in der Woche zuvor. Die Zufuhren waren am größten am Montag (31.458 Sack).

Hafenanlagen in Santos. Das nicht für möglich Gehaltene ist eingetroffen. Der Bundeskongreß hat dem Projekt betreffend die Verlängerung der Hafenanlagen in Santos seine Zustimmung verweigert. Der paulistauer Handel und die paulistauer Landwirtschaft sollen also nach wie vor von der Monopolgesellschaft geknebelt werden. Für das verfassungswidrige und monströse Ausweisungs-gesetz hatte der Nationalkongreß Verständnis gehabt, für die größte Notwendigkeit São Paulos aber nicht. Das ist auch ein Zeichen der Zeit.

Postpakete. Vor einiger Zeit haben wir berichtet, welche Scherereien ein Staatssenator hatte, um ein von Paris angekommenes Postpaket herauszubekommen. Jetzt wird etwas ähnliches gemeldet. Ein Herr, José de Oliveira Barros, wohlhaft in Rio Claro, erhielt die Mitteilung, daß für ihn ein Postpaket angekommen sei. Dieser Herr schickte das Postavis an seinen Bruder, den hier wohnhaften Herrn Tobias de Oliveira Barros; der begab sich nun nach der Paketabteilung und dachte, die Angelegenheit bald erledigen zu können. Er hatte sich dabei aber gründlich verrechnet. Zuerst verlangte man von ihm die Vorweisung einer Vollmacht, und als er eine Generalvollmacht seines Bruders vorwies, die ihn zur Abschließung irgendeines Geschäftes befähigt und die von allen Banken anerkannt wird, da wurde er von den Beamten belehrt, daß dieses Dokument für sie keine Gültigkeit habe, er müsse eine Spezialvollmacht vorweisen, im gegenteiligen Falle könnten sie ihm das Paket nicht ausfolgen. Darauf ließ Herr Tobias de Barros den Beamten durch seinen Angestellten erklären, sie könnten das Paket, das nichts anderes als die Kataloge einer Automobilfabrik enthielt, in den Müllkasten werfen, denn er wolle mit den Laufereien nicht noch mehr Zeit verlieren. Als der Angestellte dies auch richtig ausrichtete, wurde er von dem in der Paketabteilung diensttuenden Soldaten am Wickel gefaßt und an die Luft gesetzt. Ordnung muß sein!

Die Chauvinisten und die „Bremen“. Die Hetze, die unsere ultrachauvinistischen Heiss-spornen gegen Deutschland zu inszenieren versuchten, weil der Kommandant des Kreuzers „Bremen“ angeblich Deutschbrasilier zum Militärdienst angenommen habe, mußte ein klägliches Fiasko erleiden. Das war jeden Wohlunterrichteten von vorneherein klar. Hier ist die amtliche Mitteilung der Bundesregierung über den Fall: „Vor dem Eintreffen der „Bremen“ in S. Francisco veröffentlichte, wie üblich der Kaiserl. Deutsche Konsul, Hr. O. Kaiser Bekanntmachungen, in denen er die militärpflichtigen deutschen Untertanen von der bevorstehenden Ankunft des Kriegsschiffes in Kenntnis setzte. Er teilte ihnen mit, daß sie die Gelegenheit benutzen könnten, um sich auf ihre Tauglichkeit untersuchen zu lassen. Das erspare ihnen im Falle der Untauglichkeit eine unnötige Reise nach Europa, und im Tauglichkeitsfalle hätten sie den Vorteil, gleich in Dienst treten zu können, und keine Ausgaben für die Reise nach Deutschland zu haben. Es meldeten sich sieben (namentlich aufgeführte) Personen, alle in Deutschland geboren, die sämtlich für untauglich erklärt wurden. Außerdem kam von Joinville nach S. Francisco der deutsche Untertan Franz Müller, aus Westfalen gebürtig um sich freiwillig zu melden. Er wurde als Heizer angenommen. Müller war vor etwa 4 Jahren als Matrose der „Bom“ nach S. Francisco gekommen, war damals von Bord gegangen und hatte als Heizer auf einem kleinen Flußdamper Dienst genommen. Zuletzt war er bei dem Elektrizitätswerk in Joinville beschäftigt.“ Es war also wieder ein-

mal nichts mit der schönen Deutschenhetze! Wir sind nun gespannt darauf, ob die Hetzer der Wahrheit die Ehre geben, oder ob sie fortfahren werden, zu behaupten, die „Bremen“ habe brasilianische Staatsangehörige für den deutschen Militärdienst angenommen. Die Herrschaften haben bei Erörterung des Falles übrigens die Theorie aufgestellt, daß ein fremdes Kriegsschiff unter keinen Umständen einen in Brasilien Geborenen zum Kriegsdienst anmustern dürfe. Diese Theorie ist völlig unhaltbar. Wer als Sohn ausländischer Eltern in Brasilien geboren wird, hat zwar nach unserer Verfassung die brasilianische Staatsangehörigkeit. Er hat aber nach den Gesetzen wohl aller Länder die Staatsangehörigkeit seiner Eltern ebenfalls. (Auch Brasilien erkennt den im Auslande geborenen Kindern brasilianischer Eltern die brasilianische Staatsangehörigkeit zu!) Er besitzt also eine doppelte Staatsangehörigkeit und niemand kann ihn hindern, davon Gebrauch zu machen. Wenn die Eltern aus einem Lande allgemeiner Dienstpflicht stammen, so steht es dem Betreffenden völlig frei, dieser Dienstpflicht zu genügen. Das ist eine Option, die doch gerade unsere freien Republikaner niemand verwehren dürfen! Erfolgt die Anmusterung auf einem Kriegsschiff jenes Landes, so bedeutet das durchaus keine Verletzung unserer Souveränität, denn der sich Meldende befindet sich in jenem Augenblicke gar nicht auf brasilianischen Boden, da die Kriegsschiffe bekanntlich das Recht der Exterritorialität genießen. Eine Verletzung der Staatshoheit liegt um so weniger vor, als die Meldung nicht gezwungen, sondern freiwillig erfolgt. Hätten wir eine wirkliche allgemeine Dienstpflicht, so würden wir unsere Schiffe im Anlande genau so verfahren lassen, wie es die deutschen, französischen, italienischen, österreichisch-ungarischen, spanischen usw. bei uns — und nicht nur bei uns, sondern überall! — tun. Gegen die Franzosen und Italiener haben die Chauvinisten aus gleichem Anlaß aber noch nie gehetzt. Warum wohl nicht?

Nichts geht über Konsequenz und Ueberzeugung. Der hochbejahrte Herr Gama Rosa, der noch kürzlich so tapfer in das Horn des Nativismus stieß und einen der verdienstvollsten Kolonisatoren Brasiliens, den unvergeßlichen Hermann Blumenau, noch im Grabe beschimpfte, hat jetzt die Entdeckung gemacht, daß in Europa eine energische Propaganda für die Auswanderung nach Brasilien gemacht werden müsse. Er schreibt: „Die schnelle Entwicklung der Viehzucht und Landwirtschaft in Argentinien und selbst in Uruguay ist zum Teile auf die Gründung riesenhafter Muster-Etablissements durch fremde Gesellschaften und Geldleute zurückzuführen. — Die Mühe, die man daran verwendet, einige Pioniere herüberzubringen, die neue Unternehmungen schaffen und neue Reichtumsquellen erschließen, werden auf das beste belohnt werden.“ Da haben wir das direkte Gegenteil von dem, was derselbe Herr erst vor einigen Tagen sagte, und nun entsteht die Frage: Wann spricht Gama Rosa aus ehrlicher Ueberzeugung — dann, wenn er über die Fremden keift oder dann, wenn er sie über den grünen Klee lobt? Wir glauben, daß das Wort Ueberzeugung bei Herrn Gama Rosa überhaupt nicht am Platze ist, denn ein Mann, dessen Urteil so hin und her pendelt, kann durch alles mögliche, aber nur nicht durch Ueberzeugung geleitet sein, und wir registrieren die obige Auslassung nur, um zu zeigen, daß die Urteile Gama Rosas, den man als einen großen Mann hinstellt, nur Augenblicks-eingebungen sind.

Von der Presse. Unsere Kollegin „Kolonie-Zeitung“ in Joinville feierte am 20. v. M. ihren fünf-

Die kleinsten Zufuhren entfallen auf den Freitag (24.714 Sack).

Verkauft wurden 144.923 Sack gegen 106.191 Sack in der Vorwoche. Tagesmittel 24.153 Sack gegen 17.698 Sack.

Zufuhren seit 1. Januar 75.634 Sack; seit 1. Juli vorigen Jahres 7.216.000 Sack gegen 8.223.915 Sack in der gleichen Periode des Vorjahres.

Verkäufe seit 1. Januar 81.911 Sack; seit 1. Juli 1.644.550 Sack.

Vorräte in erster und zweiter Hand 2.376.721 Sack gegen 2.608.680 Sack im korrespondierenden Zeitraum 1912.

Der Rio-Markt flaute Ende der Woche ab und schloß auf Basis von 118800 pro 15 Kilogramm.

Zufuhren seit 1. Juli 1.843.843 Sack, Verschiffungen in demselben Zeitraum 1.801.702 Sack. Vorräte 182.623 Sack gegen 180.523 Sack in der Vorwoche.

Fischereigesetz. Der Mangel eines Fischereigesetzes, welcher sich schon längst empfindlich fühlbar machte, ist endlich vom Staatskongreß in der letzten Session behoben worden. Der Staatssekretär der Justiz und des öffentlichen Sicherheitsdienstes hat allen Polizeibehörden im Innern einen Sonderabdruck des Gesetzes nebst Reglement mit dem Ersuchen zugehen lassen, ihn an sichtbarer Stelle in den Audienzzimmern anzuheften, die Ausführung der Bestimmungen zu überwachen und etwaige Übertretungen streng zu ahnden.

Eine edle Tat des Roten Kreuzes. Beim Untergang des Riesendampfers „Titanic“ kam auch ein junger Paulistaner namens José Joaquim de Brito ums Leben. Er war die einzige Stütze seines bejahrten und nicht mit Glücksgütern gesegneten Vaters. Durch das brasilianische Konsulat in New York erhielt die dortige Verwaltung des Roten Kreuzes Kenntnis von dem Fall, worauf sie beschloß, den Vater des Verunglückten pekuniär zu unterstützen. Als erste Rate sind ihm bereits durch die Präsidentin des hiesigen Roten Kreuzes Dra. Renotte 100 Dollar überwiesen worden. Es sollen ihm im ganzen über 4 Contos in Monatsraten ausgezahlt werden.

Die edle Tat spricht so für sich selbst und sie stellt die Werke des Roten Kreuzes in so helles Licht, daß wir der Anführung der Tatsache nichts hinzuzufügen brauchen.

Eine heitere Fahrt hatten die Passagiere des am Dienstag morgen hier angekommenen Nachtzuges der Zentralbahn. In Taubaté bestiegen einige junge Brasilianer einen Wagen erster Klasse, in dem japanische „Künstler“ saßen. Der Wagen war schon stark besetzt und nicht alle der Neueingestiegenen bekamen Plätze. Einer von ihnen erblickte aber noch einen Doppelsitz, den ein Japaner für sich einnahm, und auf den wollte er sich nun niederlassen, woran er jedoch von dem Japaner gehindert wurde. Der junge Mann rief den Zugführer herbei, der behauptete aber nichts ausrichten zu können, weil der Japaner kein Portugiesisch verstehe. Durch diese sonderbare Stellungnahme verärgert, nahm der Brasilianer mit Gewalt Platz und darauf ging die Keilerei los. Die Japaner nahmen für ihren Landsmann Partei und die anderen für den Brasilianer, der sich ja unbestritten im Rechte befand. Der Zugaufseher erklärte die ganze Gesellschaft für verhaftet. Das nutzte aber alles nichts, der Kampf zwischen Japan und Brasilien ging flott weiter, und als der Zug in São Paulo einlief, da war kein Fenster des betreffenden Wagens mehr ganz. Gefährliche Verwundungen waren glücklicherweise nicht zu verzeichnen, denn auf beiden Seiten hatte man mit den angeborenen Waffen gekämpft. Nach altem Branch und guter Sitte muß man nun anneh-

men, daß dieser Zwischenfall als die Ankündigung der „gelben Gefahr“ für Brasilien angesehen wird.

Große Schlägerei. Vor einiger Zeit kaufte der Italiener Carlo Morgante von seinem Landsmann João Piarelli in der Freguezia do O' ein kleines Geschäft. Der Verkäufer hatte aber anscheinend nicht den Willen, die kontraktlichen Bedingungen zu erfüllen, denn er machte Morgante im Geheimen Konkurrenz, indem er seine früheren Kunden bediente. Am Dienstag'abend trafen sie sich nun und Morgante stellte Piarelli zur Rede. Ein Wort gab das andere und die Sache endete mit einer großen Schlägerei, bei der ein Sohn Piarellis namens Alfredo eine besonders große Rolle spielte. Morgante wurde der rechte Arm an zwei Stellen zerschmettert, so daß er wahrscheinlich dieses Glied verlieren muß. Er befindet sich in der Santa Casa in Behandlung. Alfredo Piarelli wurde in flagranti verhaftet.

Medizinische Fakultät. Zum Direktor der neugegründeten medizinischen Fakultät wurde Herr Dr. Arnaldo Vieira de Carvalho ernannt.

Unser Freund „Dr.“ Maximus Neumeyer ist wieder Oesterreicher. Als wir das letzte mal von ihm hörten, da war er in Pará ein „deutscher Gelehrter“; jetzt macht er Recife unsicher und ist „österreichischer Professor“. Am 9. Januar wird er im Theater Santa Isabel einen Vortrag halten über „Die Persönlichkeit Joaquim Nabuco als Literat und Diplomat“ und zu diesem Vortrag hat er, frech wie Oskar, selbstverständlich auch den Staatsgouverneur, General Dantas Barreto, eingeladen. Daß der Schwindler noch nicht eingesteckt worden ist, stellt der Langmut der Brasilianer ein sehr gutes Zeugnis aus; aber der Krug geht solange zum Brunnen, bis er bricht, und so wird auch Neumeyerehen solange mit seinen Konferenzkarten hausieren gehen, bis er den wohlverdienten Fußtritt bekommt.

Monarchistische Partei. Hier in São Paulo hat sich ein monarchistischer Klub gebildet, der als Anfang zu der Bildung einer monarchistischen Partei angesehen werden kann. Dieser Klub zählt bereits dreihundert Mitglieder, und unter diesen befinden sich einige Herren, die an dem Zustandekommen der Republik mitgewirkt und unter dem neuen Regime Rollen gespielt haben.

Alkoholismus. Gleich nach seiner Amtsnahme verbot der frühere Justizsekretär, Herr Dr. Washington Luiz, daß die Soldaten und Offiziere der Staatspolizei in Uniform die Kneipen und andere Wirtschaften besuchen. Dieses Verbot machte viel böses Blut, der Erfolg war aber ein ausgezeichnete, denn man sah auf den Straßen nicht mehr die grotesken Gestalten schwankender Soldaten und angeheiterter Offiziere. Das Publikum war schon daran gewöhnt, jeden Uniformierten für einen nüchternen Menschen zu halten, als derselbe Justizsekretär kurz vor seiner Amtsniederlegung sonderbarerweise das Verbot plötzlich wieder aufhob. Diese Verfügung machte nun kein böses Blut, aber ihre Folgen waren schlecht, denn die früheren Zustände kehrten wieder zurück und jetzt ist es nichts Seltenes mehr, daß man einen Ordnungswächter in einem Zustande auftrifft, daß er selbst bewacht werden müßte. Hier müßte wieder Abhilfe geschaffen werden und dieses kann nur dadurch geschehen, daß man das frühere Verbot wieder erneuert. Herr Dr. Sampaio Vidal hat neulich verboten, daß den Feuerwehrsleuten, die von der Löscharbeit zurückkehren, alkoholische Getränke verabreicht werden. Also ist auch der neue Justizsekretär kein Alkoholfreund und man dürfte von ihm erwarten, daß er bereit ist, dem Mißstand ein Ende zu machen.

zigsten Geburtstag. Dem Festartikel in der Jubiläumsnummer entnehmen wir folgende Stelle: „Die Kolonie-Zeitung“ verkörpert ein Stück Geschichte der Kolonie und wer es unternehmen sollte, die Chronik derselben zu schreiben, wird an unserer Redaktionsstube nicht vorübergehen können, sondern sich zu wochenlanger Einkehr dort niederlassen müssen, um die lange Reihe der gebundenen Jahrgänge möglichst eingehend zu durchblättern und zu exzerpieren. Die dort unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereignisse niedergeschriebenen Nachrichten werden ohne Zweifel ein wertvolles Material für ihre Studien bieten, denn zusammengestellt geben sie ein treues Bild von der Entstehung, von den Kämpfen, von den Krisen und von dem allmählichen Fortschreiten eines in ein fremdes Land verpflanzten deutschen Gemeindewesens, welches, dank der Energie und des Fleißes, der Tüchtigkeit seiner Bewohner den Urwald in fruchtbare Gefilde verwandelte, Dörfer und Städte baute und so den Grund legte zu seiner jetzigen Blüte, wovon die beiden Munizipien Joinville und São Bento die sprechenden Zeugen sind.“ — Weit ist der Weg, den die deutschen Kolonien im Norden Santa Catharinas zurückgelegt haben, und die „Kolonie-Zeitung“ ist nichts anderes als ihr treuer Begleiter gewesen, so daß der Ehrentag unserer Kollegin auch ein solcher der tapferen Landsleute ist, die im Kampfe ums Dasein und Fortkommen die langen Jahre hindurch an deutscher Sprache und deutscher Art festgehalten haben. Wir drücken der „Kolonie-Zeitung“ unseren nachträglichen Glückwunsch aus, der auch der ganzen Kolonie gilt, denn Zeitungen werden wohl von einzelnen geschrieben, aber dennoch sind sie Werke der Gesamtheit.

Do mal a peor. Unser Musterverkehrsunternehmen, die Zentralbahn, wahrt auch im neuen Jahre die Traditionen. Ein in Caxambú weilender Badegast beklagt sich, daß sein Reisegepäck nicht gleichzeitig mit ihm dort eingetroffen ist, obgleich er es in São Paulo einen Tag zuvor aufgab. Wir werden es noch erleben, daß nicht nur das Gepäck, sondern auch die Reisenden auf der Zentralbahn abhanden kommen.

Amtliche Visiten. Der deutsche Konsul Hr. Dr. von der Heyde beglückwünschte gestern den Staatspräsidenten zum Jahreswechsel und sprach dem Ackerbausekretär seinen Dank für das ihm kundgegebene Beileid aus Anlaß des Ablebens des Staatssekretärs des Außern des Deutschen Reiches v. Kiderlen-Waechter aus.

Kaffeeaufgabe. Die Kaffeeaufgabe ergab im verflossenen Monat Dezember dem Staate eine Einnahme von 4.400:622\$209.

Zahlungseinstellung. In Santos hat bekanntlich die große Firma Bezeira, Paes & Co. ihre Zahlungen eingestellt. Diese Firma hat jetzt vor dem Handelsrichter ein Konkordat vorgeschlagen, nach dem sie in 120 Tagen vierzig Prozent bezahlen will. Die Passiva des Hauses belaufen sich auf 7.025:000\$ und die Aktiva auf 5.200:000\$.

Gefrierfleisch. Eine letzthin in Santos gegründete argentinische Firma hat der Munizipalität von São Paulo den Vorschlag unterbreitet, hier argentinisches Gefrierfleisch einzuführen. Die Versorgung des Marktes mit diesem Lebensmittel würde der Stadt keine Opfer auferlegen, denn die Firma verlangt keine Vergünstigung. Angesichts der ungeheuren Fleischpreise wäre es nur zu wünschen, daß die Stadt die nachgesuchte Erlaubnis erteilen würde.

Escola de Comercio de Campinas. Vorgestern um 1 Uhr nachmittags fand im großen Saale des „Centro de Ciencias, Letras e Artes“ die Ver-

teilung der Diplome als Contador an diejenigen Schüler, welche das Studium der Handelsschule vollendet haben, statt. Die hiesige Handelsschule wurde im Jahre 1910 gegründet, und im Jahre 1912 von der Staatsregierung anerkannt. Von 27 Schülern erhielten 20 ihr Diplom. Anwesend waren der Lehrkörper der Schule, bestehend aus: Dr. Simões Omar Magro, Direktor; Prof. Hilario Magro, Vice-Direktor und den Lehrern J. Moscardi, Erasmo Braga, Drs. H. Vogel, A. Statffer und A. Freitas. Als Vertreter der Regierung war Dr. A. Lobo, für die Munizipalkammer Dr. Aranjó Mascarenhas, für das „Centro“ Dr. Tito de Lemos, erschienen. Außerdem war der Saal bis auf den letzten Platz von Damen und Herren der besten Gesellschaft gefüllt. Nachdem Dr. Omar die Anwesenden begrüßt hatte, wurden die Resultate der Prüfung verlesen, worauf im Namen der Abiturienten Herr Francisco Monteiro das Wort ergriff, um in schönen Worten über die Notwendigkeit einer höheren Handelsschule in Campinas, wo der Handel einen immer größeren Aufschwung nimmt, zu sprechen. Nachdem er zum Schlusse den Lehrern für ihre Mühe gedankt hatte, nahm Herr E. Braga das Wort, um über „den Handel“ zu sprechen. Beiden Rednern wurde großer Beifall gespendet. Zum Schluß sprach im Namen der Regierung Dr. A. Lobo, worauf Dr. O. Magro mit einem Dankeswort an alle Erschienenen den Festakt schloß.

Versagte Konzession. Der Ackerbausekretär lehnte ein Gesuch der Herren Ottoni Francisco Mattos und Virgilio Cabral um Erteilung einer Konzession zum Bau einer Bahn zwischen Pindamonhangaba und São Luis de Parahytinga rundweg ab.

Familiennachrichten. Unser langjähriger geschätzter Mitbürger Herr Alexander Behmer und seine Gattin Frau Marie Behmer geborene Sorgeniebt begingen am 30. v. M. das Fest ihrer silbernen Hochzeit. Das Jubelpaar hatte aus diesem Anlaß in der Germania einen kleinen Kreis von Verwandten und Bekannten zur Feier des Tages um sich vereint. Wir sprechen ihm nachträglich unseren aufrichtigen Glückwunsch aus und hoffen, daß es ihm vergönnt sein wird, auch das goldene Ehejubiläum zu feiern.

Reiseprämie. Es heißt, daß die Staatsregierung den jugendlichen Campineuser Bildhauer Hrn. Marellino Vellez zur weiteren Ausbildung nach Europa schicken werde.

Was verloren geht. Im Laufe des vergangenen Jahres hat die Sanitätspolizei des Santenser Hafens in den Lagerhäusern folgende Warenmengen, die schlecht geworden waren, beschlagnahmt und zerstören lassen: 6978 Kisten Kartoffeln, 2200 Kisten Zwiebeln, 250 Kisten Kastanien, 100 Kisten französischen Wermuth, 86 Kisten Sardinen, 20 Kisten Käse, 664 Sack Weizenmehl, 14 Sack schwarzen Pfeffer, 105 Sack Kleie, 100 Fünftel Wein und 100 Volumen andere Artikel. Wenig ist das nicht.

Neue Maternidade. Es ist eine Strömung im Gange, um in der stark bevölkerten Vorstadt Braz ein Mütterheim zu gründen. Dieser begrüßenswerte Plan geht von dem Lehrer der freien Handelsschule „Eduardo Vautier“, Herrn Mario Brito aus.

Handwerksschule. In der von der Bundesregierung unterhaltenen „Escola de Aprendizages Artífices“ werden für die folgenden Klassen Anmeldungen bis zum 15. Januar entgegengenommen: Mechanik, Tischlerei, Elektrotechnik, Bildhauerei und Dreherei.

Das Schwurgericht konnte schon am 2. Januar seine Sitzungen eröffnen. Abgeurteilt wurden vier Angeklagte, die sich alle gegen den lächerlichen Artikel 303 (leichte Körperverletzung) vergangen hatten. An erster Stelle kam eine gewisse Rachella

Vistoehi vor die Assissen, die am 17. März v. Jahres einen gewissen Aniello Cossolino — gebissen hat. Für dieses Vergehen hätte die Frau höchstens einen Verweis oder im schlimmsten Falle 24 Stunden Haft bekommen sollen; in dem Strafgesetzbuch steht aber der wahrhaft klassische Satz: „Leichte Körperverletzung ist, wenn man physischen Schmerz verspürt, selbst ohne Blutvergießung“ und deshalb saß die Rachella fast neun Monate in Untersuchungshaft, um dann freigesprochen zu werden. Ihr Verteidiger mußte aber alle Kniffe aufbieten, um zu beweisen, daß sie bei der Verübung der Tat ihrer Sinne nicht mächtig gewesen sei. In den anderen drei Prozessen erfolgte ebenfalls Freispruch.

Jetzt wird alles mögliche reformiert und deshalb sollte man auch den Artikel 303 des Strafgesetzbuches einer Korrektur unterziehen, denn er ist nur geeignet, die Untersuchungsgefängnisse zu füllen und den Munizipien die Kassen zu leeren. Wird ein von der Justiz Prozessierter freigesprochen, dann hat bekanntlich die betreffende Munizipalität die Kosten der Untersuchung und der Hauptverhandlung zu tragen. Nehmen wir nun an, daß die Kosten eines solchen Prozesses nur zweihundert Milreis betragen, so haben wir schon für den ersten Verhandlungstag in diesem Jahre die Summe von achthundert Milreis und dabei hatte ein einziger der vier Angeklagten eine Körperverletzung im richtigen Sinne des Wortes begangen. Nach der gegenwärtigen Fassung des Artikels 303 kann ein jeder, der seinem lieben Mitmenschen auf die Hülmeraugen tritt oder ihm die Hand etwas stärker drückt, wegen leichter Körperverletzung prozessiert werden, denn er hat ja doch physischen Schmerz verursacht. Wenn man einem Flegel eine wohlverdiente Ohrfeige gibt, dann muß man sich darauf gefaßt machen, monatelang in Untersuchungshaft zu sitzen, denn man hat ihm physischen Schmerz verursacht, und nur das Schwurgericht ist berechtigt, darüber zu entscheiden, ob die Maulschelle gerechtfertigt war, oder nicht. Der Begriff „Körperverletzung“ muß näher bestimmt werden und die kleinen Vergehen sollten nicht mehr das Schwurgericht, sondern nur den Einzelrichter beschäftigen. Damit würde man es vermeiden, daß einer wegen eines Rippenstoßes ein ganzes Jahr in Untersuchungshaft sitzt und von dem Fiskus unterhalten wird.

Kinderhospital. Die Kommission des Roten Kreuzes haben bei dem „Banco Commercio e Industria“ bereits 13:504\$000 deponiert. Diese Summe ist durch die Sammlung zustande gekommen.

Staatsmuseum. Unser Museum wurde im verflossenen Jahre von 78.485 Personen besucht. Diese Ziffer entspricht nicht der Bedeutung des Instituts, indes demonstriert ihre Progression in den letzten Jahren doch, daß sich das Interesse für dasselbe nach und nach mehrt.

Wieder ein Opfer der Kaffeespekulation. Die anhaltende Baisse auf dem Kaffeemarkte und die Ueberspekulation auf Termin hat jetzt schon wieder einen Zusammenbruch verursacht: die Companhia Auxiliar do Commercio de Café, ein Termingeschäft-Registrierunternehmen, das seinen Sitz in Santos hatte und an unserem Platze eine Zweigniederlassung unterhielt, ist sang- und klanglos von der Bildfläche verschwunden. Ob das Opfer weitere Opfer kosten wird, läßt sich jetzt noch nicht feststellen.

Mordversuch. Das Jahr hat wirklich gut angefangen. Am ersten Tage gab es einen Mord, an dem zweiten einen Mordversuch. Am Donnerstag Nachmittag mußte der technische Chef der Destillaria Antartica einen Arbeiter zur Ordnung rufen. Es ist möglich, daß dieser Ordnungsruf etwas hart

war und daß der Arbeiter Grund hatte, sich beleidigt zu fühlen, aber er kann keineswegs so gewesen sein, daß man ihn mit dem Messer beantworten mußte, wie das der Arbeiter tat. Der Mann, dessen Name von der Polizei verheimlicht wird, zog einen Dolch und stürzte sich auf den technischen Chef. Herrn Jorge Gonier, und brachte ihm vier tiefe Stiche bei, so daß er in bedenklichen Zustand nach Hause geschafft werden mußte. Der Angreifer floh.

Todesfall. Gestern verstarb in der Hauptstadt nach längerem Krankenlager der auch in deutschen Kreisen sehr bekannte Ingenieur Dr. Augusto Fomm. Wir sprechen den Angehörigen unser Beileid aus.

Eine wertvolle Erfindung hat der Zahnarzt Herr Oscar de Veiga gemacht. Er hat ein Verfahren erfunden, um den goldenen Zähnen durch Emaillierung die natürliche Farbe zu geben. Die goldenen Zähne sind unschön und wirken entstellend. Wenn ein junges Mädchen beim Lachen goldene Zähne zeigt, dann macht das einen peinlichen Eindruck, und doch muß man immer wieder zum Golde greifen, weil die natürlichen Zähne gerade hierzulande schnell faulen und mit Gold am besten plombiert werden können. Kann nun dem Metall die natürliche Farbe verliehen werden, dann ist die Kunst der Natur wieder einmal zu Hilfe gekommen und hat das gut gemacht, was diese zerstört hat. Herr Oscar de Veiga hat für seine Erfindung Patent genommen.

Der Präsident der Republik in der Sommerfrische. Der Präsident begab sich vorgestern früh zum Sommeraufenthalte nach Petropolis in Begleitung der Herren seines Militärkabinetts und des Finanzministers. Heute siedelt auch der Privatsekretär S. Exzellenz nach der Diplomaten- und Gartenstadt über. Der Ministerrat wird bis auf weiteres dort abgehalten. Audienzen gibt der Präsident in Rio und zwar allwöchentlich am Donnerstag.

Brasilianische Bank für Deutschland. Die Direktion in Hamburg zeigt folgende mit Beginn des Jahres eingetretene Personalveränderungen an: Der bisherige Prokurist Herr Willy Sieler von der Rio-Filiale wurde zum stellvertretenden Direktor ernannt, dem Angestellten Herrn Dirk von Harlem von der S. Paulo-Filiale Prokura für die brasilianischen Zweigniederlassungen erteilt und der Prokurist Herr Friedrich Salomon von der Santos-Filiale ermächtigt, im Verhinderungsfalle des Direktors bzw. stellvertretenden Prokuristen zusammen mit einem Prokuristen rechtsgültig für die Filiale zu zeichnen und zwar mit dem Zusatz „für den Direktor“.

Die Kaffevalorisation und die Vereinigten Staaten. Einem Telegramm aus Washington zufolge wird die amerikanische Regierung die Klage gegen das Valorisationskomitee wegen angeblicher Uebertretung des Sherman-Gesetzes zurückziehen, nachdem sie vom Komitee die Zusage erhalten hat, daß der in New York lagernde Valorisationskaffee nach und nach abgestoßen werden wird. Dieser Rückzug ist für die Vereinigten Staaten rühmlicher und auch vorteilhafter als das Verharren auf einem falschen und mit dem internationalen Recht direkt in Widerspruch stehenden Standpunkte.

Soldatenschulen. Es heißt, daß für die Soldaten der Staatspolizei verschiedene Schulen geschaffen werden sollen. Mit der Erteilung des Unterrichts sollen Absolventen der Normalschule und der Rechtsakademie betraut werden.

Selbstmord. Vor einigen Tagen versuchte sich der Feuerwehrmann Mario Ferreira durch Kreolin zu vergiften, aber mit rechtzeitig angewandten Gegenmitteln gelang es noch, ihn am Leben zu erhalten. Er wurde nach dem Militärhospital gebracht, wo er sehr bald deutliche Spuren von Geistesge-

störtheit zeigte. Deshalb wurde er von den anderen Kranken isoliert. Am Sonntag nachmittag hat er sich in seiner Zelle mit einem Tuch erhängt. Als man ihn fand, war er noch am Leben, aber er war nicht mehr zu retten, denn der Tod trat nach einigen Minuten ein.

Hochherzige Gesinnung. Die Herren Heydenreich haben sich durch sehr bedeutende Stiftungen für gemeinnützige Anstalten innerhalb der hiesigen Kolonie in hervorragender Weise ausgezeichnet und sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Herr Hermann Heydenreich hat jetzt wieder sein Interesse für die Kolonie und seine hochherzige Gesinnung in glänzender Weise bekundet, indem er dem Deutschen Hilfsverein Kaiser Wilhelm-Stiftung 2:500\$ und dem Verein Frauenhilfe 1:000\$ zum Geschenk machte. Möchte die edle Tat recht viel Nachahmung finden!

Demographische Daten. In der letzten Woche starben in der Hauptstadt 210 Personen, davon erlagen ansteckenden Krankheiten 27. Seit langer Zeit sind wieder zwei Todesfälle an Cholera nostras aufgeführt. Die Woche war geradezu kritisch hinsichtlich der gewaltsam herbeigeführten Todesfälle. Es waren nicht weniger als 7 (!), wozu noch ein Selbstmord kam. Von den Gestorbenen waren 109 Kinder unter zwei Jahren. Im gleichen Zeitraum wurden 116 Ehen geschlossen und 260 Geburten registriert. Im verflossenen Jahre wurden in der Hauptstadt im ganzen 110.613 Impfungen vorgenommen.

Arbeitermangel auf den Kaffeplantagen. Trotz der starken Einwanderung — es wanderten im letzten Jahre über 103.000 Personen in unseren Staat ein — wird der Arbeitermangel auf den Plantagen immer kritischer. So gab das staatliche Arbeitsdepartement in seinem gestrigen Bulletin bekannt, daß 1240 Arbeitsgeber nicht weniger als 7455 Kolonistenfamilien suchen. Gesucht werden ferner 200 ledige landwirtschaftliche Arbeiter und 459 Arbeiter für Bahnbauten. Es werden folgende Löhne gezahlt: für das Reinhalten und Behacken von 1000 Kaffeesträuchern pro Jahr 60\$000 bis 120\$000, einmalige Arbeit 12\$000 bis 50\$000; für das Pflücken pro Alqueire 500 Reis bis 1\$000. Ledige ländliche Arbeiter erhalten pro Tag 2\$500 bis 4\$000 (ohne Station) und Bahnarbeiter 3\$00 bis 5\$000.

Mord. Am dritten Tage des neuen Jahres wurde hier der dritte Mord verübt, und der letzte war stupider als der erste. Um etwa sechs Uhr abends kam der Chauffeur Apparicio Simões mit seiner Maschine bei dem Café America, Largo do Thesouro, vorgefahren und hielt dort an. Nach einigen Minuten stieg er von seinem Sitz, um den Motor in Bewegung zu setzen. In dem Augenblick, als der Chauffeur in gebückter Stellung die Kurbel andrehte, sprang ein junger Mann auf ihn zu, zog ein langes Messer und stieß es ihm in den Nacken. Die Szene spielte sich so schnell und so still ab, daß sogar viele der umstehenden Personen erst dann etwas merkten, als der Schwerverwundete auf den Bürgersteig niederfiel. Der Mörder wollte das entstandene Durcheinander zur Flucht benutzen, aber zwei Männer, ein italienischer Zeitungsverkäufer und ein italienischer Kaufmann, hatten die Geistesgegenwart, ihn festzuhalten. Der Kampf zwischen dem Mörder und den zwei anderen dauerte nur kurze Zeit, dann gelang es, dem ersteren die gefährliche Waffe zu entwenden und ihm die Arme festzuhalten. Da die Szene sich an einem der belebtesten Punkte des Stadtzentrums abspielte, so war der Mörder bald von einer ungeheuren Menschenmenge umringt, und die zwei Männer, die ihn festhielten, mußten jetzt wieder alles aufbieten, um ihn vor der sehr berech-

tigten Wut des Publikums zu schützen. Er wurde nach der kaum hundert Schritt entfernten Zentralpolizei gebracht, wo er mit zynischer Offenheit den ganzen Fall erzählte. Er heiße João Felix da Cunha, sei 21 Jahre alt und seines Zeichens Verkäufer von Zuckerwaren. Am 2. Januar habe er mit dem Chauffeur Apparicio Simões eine Auseinandersetzung gehabt. Dieser habe von ihm einmal Süßigkeiten gekauft und sei ihm 2 Mil 500 Reis schuldig geblieben. Diesen Betrag habe er am Donnerstag einkassieren wollen, aber Simões habe ihm barsch zurückgewiesen. Wegen dieser Beleidigung habe er seinen Tod beschlossen. Am Freitag nachmittag habe er sich ein Dolchmesser angeschafft und mit diesem bewaffnet habe er auf den Chauffeur gewartet, denn er habe gewußt, daß dieser am Largo do Thesouro seinen Standort hatte. Als der Chauffeur sich nun bückte, um die Kurbel des Motors zu drehen, da habe er den richtigen Augenblick erfaßt, um die „schwere Beleidigung“ zu rächen. Vom ersten Augenblick an habe er die Absicht gehabt, Simões zu töten und er würde ihm auch noch länger aufgelauert haben.

Apparicio Simões hatte einen kurzen Todeskampf. Schon nach wenigen Sekunden war er eine Leiche, denn der Stich hatte zu gut getroffen. Um neun Uhr abends erschienen seine Eltern auf der Polizei, um seine Leiche abzuholen, und da die ärztliche Untersuchung bereits abgeschlossen war, so konnte sie ihnen auch sofort ausgeliefert werden. Apparicio war erst neunzehn Jahre alt und für einen Chauffeur eigentlich etwas zu schwach gebaut.

Verlobung. Ihre Verlobung zeigen an Fräulein Mariechen Stiel und Herr Otto Krüger. Wir gratulieren.

Freie Universitäten. Seit der Einführung des neuen Unterrichtsgesetzes, das den Namen unseres gegenwärtigen Ministers des Innern trägt, schießen die Universitäten auf wie die Pilze nach warmem Regen aus dem Boden, und wir wissen schon nicht mehr, wieviel Universitäten São Paulo schon hat, drei, vier oder ein halbes Dutzend. Als waschechter Positivist ist Herr Dr. Rivadavia Correa der Ansicht, daß der Unterricht vollständig frei sein müsse und dies machen sich Leute zunutze, die in der Fabrikation von Doktor- und anderen Diplomen eine einträgliche Industrie erblicken. Es wird nicht lange dauern und wir werden die Doktoren ebenso exportieren können, wie man jetzt den Kaffee, die Kleie und die Bananen exportiert, oder aber werden wir das Vergnügen haben, uns von einem Doktor der Rechte oder der Medizin die Schuhe putzen und den Botendienst besorgen zu lassen. Das große Publikum lacht darüber, die Bachareis aber ärgern sich. Bisher waren sie die einzigen, die sich Doktor schimpften, ohne Doktoren zu sein, jetzt aber soll ihnen dieses Recht genommen und jeder Schusterjunge, der die Taxe zahlt, Doktor werden.

Das Problem der absoluten Unterrichtsfreiheit hat wie alles auf dieser besten aller Welten zwei Seiten. Die jedem Bürger gegebene Möglichkeit, Doktordiplome zu fabrizieren, wird und muß nach sich ziehen, daß Leute diesen Titel erwerben, die weder lesen noch schreiben können. Auf der anderen Seite entsteht aber wieder die Hoffnung, richtige Schulen zu erhalten. Daß die bisherigen offiziellen Fakultäten nichts tugen, ist schon längst bekannt. Man muß den Wert der Rechtsfakultäten nur nach den Kenntnissen einer großen Anzahl von Bachareis bemessen, um schon das richtige Urteil zu haben, denn viele, sehr viele von den Herren, die den Rubinring am Finger tragen, sind nichts anderes als etwas verbesserte Analphabeten und doch

haben sie bisher Privilegien genossen. Unter den Professoren der offiziellen Rechtsfakultäten befinden sich Männer, die sich überall als Gelehrte ihres Faches sehen lassen könnten; neben ihnen sieht man aber auch Professoren, die nur der Protektion ihre Stellung verdanken. So ist es auch mit den Zöglingen der Akademien. Es gibt unter den Bachareis Leute, deren Wissen dem eines europäischen Rechtsanwaltes nicht nachsteht, es gibt aber auch solche, die nicht drei Zahlen schreiben oder drei Sätze sprechen können, ohne ein halbes Dutzend Dummheiten zu verzapfen, Leute, die weder ihre Muttersprache noch sonst etwas kennen und die von dem Recht ebenso wenig eine Ahnung haben wie von der Magie oder der Alchimie. Es ist noch nicht lange her, als ein Richter des Justiztribunals bei der Zurückweisung einer Appellation die ganze Anlage des Prozesses „blödsinnig“ nannte, und diesen Prozeß hatten zwei Bachareis viribus unitis eingeleitet. Im Laufe der langwierigen Verhandlung vor dem Einzelrichter hatten sie wiederholt die schriftlichen Äußerungen des Gegenadvokaten beanstanden müssen und jedesmal war etwas anderes daraus geworden, so daß auch der schlaueste Mensch nicht mehr herausfinden konnte, um was es sich denn eigentlich handelte. Und dabei war dieses nicht ein kleines Alltagsprozeßchen, sondern eine Sache, für die die beiden Bachareis fünfundzwanzig Contos de Reis verlangten und bekamen. Es fehlte ihnen absolut nicht an gutem Willen, ihre Sache durchzuführen, aber es fehlte ihnen an Wissen; sie konnten dem Gegner nicht folgen und verloren schließlich den Boden unter den Füßen. Ungeeignete Leute als diese wird auch keine freie Universität zu Doktoren machen können, und wenn eines der neuen Institute es sich zum Prinzip machen wollte, wirklichen Unterricht zu erteilen und die Verleihung des Titels von richtigem Wissen abhängig zu machen, dann wäre das im Vergleich zu der gegenwärtigen Lage sogar ein bedeutender Fortschritt, weil von den offiziellen Anstalten, die alle mehr oder weniger der Politik gehorchen, keine Besserung zu erwarten ist.

So hat unserer Ansicht nach die Gründung der vielen höheren Unterrichtsanstalten ihre zwei Seiten. Sie kann zum Schaden gereichen; sie kann aber auch Gutes mit sich bringen, und deshalb sollte man abwarten, wie die Schulen sich einführen, um über sie ein Urteil fällen zu können.

Todesfall. Vorgestern verstarb unser Landsmann Scheib, der lange Zeit Buchhalter der S. Paulo Railway Co. war und vor einigen Jahren wegen vorgeführten Alters in den Ruhestand versetzt wurde. Wir sprechen den Hinterbliebenen unser aufrichtiges Beileid aus.

Aviatik. Der italienische Flieger Napoleone Rappini, der sich gegenwärtig in Rio aufhält, beabsichtigt einen Flug nach Petropolis zu machen. Außerdem will er auch den südamerikanischen Höhenrekord schlagen. Beides tut er aber nur dann, wenn er die von dem Ministerium des Aeußern versprochene Prämie bekommt.

Eispalast. Wie wir erfahren, ist es Herrn Adam Engel, der gegenwärtig in Europa weilt, gelungen, europäische Kapitalisten für die Realisierung des seinerzeit von uns ausführlich besprochenen Eispalast-Projektes zu gewinnen. Die Errichtung von Eispalästen ist der Firma Adam Engel & Co. in Rio de Janeiro und São Paulo konzessioniert; die Arbeiten sollen gleich nach der Rückkehr des Herrn Adam Engel in Angriff genommen werden. Da er schon in der ersten Hälfte dieses Jahres wieder hier eintreffen dürfte, so kann man hoffen, schon in kurzer Zeit die Paläste entstehen zu sehen. Die

beiden Eispaläste werden nach dem Vorbild des Berliner Admirals-Palastes gebaut werden, und die von uns bereits beschriebene Einrichtung und Einteilung wird den der besten Etablissements dieser Art in keiner Weise nachstehen. Man hat nun wohl darüber einige Bedenken geäußert, ob in einer brasilianischen Stadt ein Eispalast bestehen kann. Aber der Zulauf, den die neulich errichtete Rollschuhbahn hier in São Paulo hat, ist ein hinlänglicher Beweis, daß für diese Art von Unterhaltung und Sport ein Verständnis vorhanden ist. Die Eispaläste werden dem Publikum sehr viel bieten, und zwar etwas, das man anderswo nicht bekommen kann, und das ist schon eine hinlängliche Garantie des Unternehmens. An guten Unterhaltungsstätten ist weder hier noch in Rio de Janeiro ein Ueberfluß vorhanden, und dazu ist es noch unliebsam, zu bemerken, daß man in allen Lokalen und Etablissements fast das gleiche findet. Die Variétés sind einander ziemlich gleich, die Kientöpfe erst recht; in den verschiedenen Lokalen hört man und sieht man dasselbe. Mit den Eispalästen ist es anders; sie werden etwas Neues bieten, und wenn sie nicht mehr neu sein werden, dann werden sie aber doch noch einzig dastehen. Das bedeutet aber sehr viel, wenn nicht alles.

Die Gefahren des Kaffeetermingeschäfts. Das Termingeschäft hat neben manchen Licht- auch viele Schattenseiten und zu letzteren gehört besonders die Ueberspekulation und Spekulation überhaupt. Da bei der Entrierung eines Termingeschäfts nur eine relativ geringfügige Kautionsstellung zu stellen ist, so werden viele zu dem gefährlichen Spiel verleitet, die sonst sicher die Finger von Kaffeespekulationen gelassen hätten. Das Termingeschäft ist in der letzten Zeit mehreren Unternehmen verhängnisvoll geworden, die sich zu tief mit ihm eingelassen haben. Das sollte eine ernste Warnung sein. Daneben trägt die Terminspekulation auch wesentlich zur Verschärfung der Baisse bei, die nicht auf den Konsummärkten, sondern in Santos gemacht wird. Hier wurde noch vor wenigen Monaten am Terminmarkt fast ausschließlich à la hausse spekuliert, da sich die Voraussetzungen der Spekulanten aber nicht erfüllten, so änderte man die Taktik und spekulierte à la baisse, um gegen etwaige Verluste bei den Liquidationen gedeckt zu sein. Es scheint die Zeit nicht fern zu sein, wo die Spekulanten die Taktik abändern und den Preis in die Höhe zu treiben suchen werden. Ohne das Termingeschäft hätten wir jedenfalls einen viel gesunden Markt und einen wesentlich höheren Preis, denn die Statistik kann gar nicht günstiger sein. Es wäre jedoch verfehlt, wenn man den Terminhandel zum alleinigen Sündenbocke machen und ihm etwa seine Existenz untergraben wollte. Der Terminhandel ist im heutigen Großhandelssystem nicht mehr zu entbehren und man kann sich auch gegen seine Gefahren nach Möglichkeit durch Reglementierung der Transaktionen und scharfe Kontrolle aller dabei in Frage kommenden Faktoren schützen.

Der Außenhandel in den ersten elf Monaten des verflossenen Jahres. Der Wert der Einfuhr Brasiliens bezifferte sich auf 56 840 542 Lstrl., der der Ausfuhr auf 65 967 947 Lstrl., was einen Ueberschuß von 9 127 405 Lstrl. ergibt. In der gleichen vorjährigen Periode betrug der Ueberschuß 11 563 832 Lstrl. und in der des Jahres 1910 14 508 810. Der Rückgang ist in der Hauptsache der bedeutend verstärkten Einfuhr zuzuschreiben.

Die Gräfin Alvares Penteado und die anderen Erben ihres verstorbenen Gatten haben ihre Interessengemeinschaft an hinterlassenen Gebäuden

in der Hauptstadt in eine Aktiengesellschaft mit 4000 Contos Kapital umgewandelt. Die Umwandlung war einer Steuer von 48 Contos unterworfen. Die Aktiengesellschaft ist jedenfalls nur zu dem Zwecke gegründet worden, um einer wesentlich höheren Besteuerung aus dem Wege zu gehen, die im Falle der Teilung der Erbschaft auferlegt worden wäre.

Geburtsanzeige. Durch die glückliche Geburt eines kräftigen Jungen wurden hoch erfreut Herr Leopold Dietrich und Gemahlin. Wir gratulieren.

Todesfall. In Piracicaba verstarb Herr Georg Schmidt. Seine Beerdigung fand am 2. Januar statt. Herr Schmidt war seit langen Jahren in Piracicaba ansässig und erfreute sich einer allgemeinen Beliebtheit. Den trauernden Hinterbliebenen unser herzlichste Beileid.

Die Passiven der verkrachten Companhia Auxiliadora do Commercio de Café sollen über 1000 Contos betragen. Die Aktiven sollen kaum 200 Contos erreichen.

Kaffee. Am 15. Januar wird in Paris das Komitee der Kaffeevalorisation zusammenkommen. Dieser Sitzung, in der über den Verkauf des Valorisationskaffees verhandelt werden soll, wird Herr Paulo Prado als Vertreter der paulistaner Staatsregierung beiwohnen.

Eisenbahnen. Die „Companhia Paulista“ hat vier neue und sehr elegante moderne Passagierwagen in den Dienst gestellt. In aller Kürze sollen diese Wagen, die gegenwärtig die besten sind, die auf unseren Linien verkehren, bedeutend vermehrt werden.

Fruchtbarkeit. In Bairro Vermelho, Munizip Piracicaba, gab eine Frau gesunden Drillingen das Leben.

Industrie im Staate São Paulo. In Piracicaba wird die „Companhia Industrial“ eine große Textilfabrik errichten.

In Araraquara soll eine große mechanische Wäscherei errichtet werden.

Eisenbahnen. Vor einigen Tagen zirkulierte das Gerücht, daß die Brazilian Railway die São Paulo Railway entweder aufkaufen oder pachten wolle. Jetzt erfährt man, daß solche Verhandlungen tatsächlich geführt worden sind, aber kein Resultat ergeben haben, weil das europäische Kapital wegen der Balkankrise sich reserviert gezeigt hat. Es sind auch Verhandlungen eingeleitet gewesen betreffend den Verkauf der Noroeste-Bahn. Das Geschrei gegen Farquhar hat demnach doch nichts genutzt; die Männer, auf die es ankommt, haben sich nicht einschüchtern lassen, und wenn nach dem Balkankriege Farquhar die Verhandlungen wieder aufnehmen wird, dann wird er doch noch zum Ziel kommen.

Anleihe. Die Companhia Paulista de Força e Luz plant die Aufnahme einer Anleihe von 1600 Contos in der Hauptstadt.

Schadenfeuer. Am Sonntag abend schlug kurz vor Mitternacht in der „Serraria União“ an der Alameda Glette der Blitz ein und die Bretterbestände faßten Feuer. Der schnell herbeigerufenen Feuerwehr gelang es aber, den Brand sehr bald zu löschen, so daß der angerichtete Schaden nur ein geringer ist.

Stadtreinlichkeit. Die Präfektur lebt doch noch. Wer hätte das wohl noch vermutet! Man dachte schon allgemein, daß diese Behörde aufgehört habe, zu existieren. Aber sie lebt. Sie hat in den zentralsten Straßen der Stadt einige sehr schmuck aussehende Kisten anbringen lassen, die dazu dienen sollen, wegzuwerfende Papiere aufzunehmen. Man wird von nun an die Papiere, die halben und

ganzen Zeitungen nicht mehr auf die Straße werfen, sondern sie bis zur nächsten Kiste tragen und dort ablagern. Das ist schon etwas, aber es ist herzlich wenig, und trotz der Kisten wird São Paulo nicht aufhören, die schmutzigste Stadt Brasiliens zu sein.

Torpedos. Die neulich aus Europa eingetroffenen Torpedos haben nicht den Wünschen des Marineministeriums entsprochen. Der Marineminister wird von dem Chef der Marinekommission in Europa Aufklärungen verlangen. Wenn das kostspielige Kriegsmaterial wirklich minderwertig ist, dann hat man allen Grund, über die noch kostspieligere Marinekommission zu klagen, denn die könnte doch wenigstens einmal auf dem Posten sein.

Entschädigungsklage. Vor etwa vier Jahren ereignete sich auf der Linie der São Paulo—Rio Grande-Bahn, Kilometer 279, ein Unglücksfall, bei dem ein Mann sein Leben verlor und mehrere Personen schwer verletzt wurden. Die Witwe des Getöteten, eine Frau Anna Rego, und die sowohl körperlich wie materiell Geschädigten strengten nach einiger Zeit eine Entschädigungsklage an und verlangten zusammen 218 Contos de Reis Ersatz. Das Bundesgericht in Rio de Janeiro, dem die Klage vorlag, hat ihr jetzt stattgegeben und die Eisenbahngesellschaft in der Person ihres Vertreters Dr. João Teixeira Soares vorgeladen. Es hat wohl etwas lange gedauert, aber besser spät als nie.

Kinderhospital. Als die Damen des Roten Kreuzes mit dem Projekt hervortraten, hier ein Kinderhospital zu gründen, da dachte mancher, daß sie eine Enttäuschung erleben würden. Dieses aber ist nicht eingetroffen, denn die Sammlung nimmt einen sehr erfreulichen Fortgang, und bald wird die eingegangene Summe groß genug sein, um die vorbereitenden Arbeiten zur Errichtung des Hauses in Angriff nehmen zu können. Als das Rote Kreuz hier ins Leben trat, da wurden ihm verschiedene Schwierigkeiten gemacht. Unsere Leser werden sich noch daran erinnern, daß einer von der Sorte, der das Dankgebet „ich danke dir, Herr, daß ich nicht so bin wie die andern“ geläufig ist, die Initiative der wohlthätigen Damen sogar öffentlich als eine moralische Gefahr hinstellte. Diese Herrschaften, die selbst nichts tun und die auch anderen jede Tätigkeit verleiden möchten, sind jetzt angesichts des großen Erfolges still geworden, und das ist das beste, was sie tun können.

Der Zucker dürfte dieses Jahr teurer werden. Billig ist er schon heute nicht, aber es gibt Leute, die mit dem Preise nicht zufrieden sind und ihn mit allen modernen Kniffen in die Höhe treiben wollen. Die zuckerproduzierenden Nordstaaten haben einen Vertrag abgeschlossen, in dem festgesetzt wird, wieviel Zucker ein jeder auf den Markt bringen darf. Die Spekulanten in Rio de Janeiro werden natürlich auch das Ihrige zu dem guten Werk beitragen, und in dem zuckerkonsumierenden Lande wird es eine kostspielige Sache sein, wenn auch nicht das Leben, so doch den Kaffee versüßen zu wollen.

Ein Kongreß amerikanischer Zahnärzte, der erste seiner Art, wird dieses Jahr in Rio de Janeiro zusammentreten. Die Bundesregierung hat für diesen Kongreß 30 Contos de Reis ausgesetzt. Die Zeit der Zusammenkunft ist noch nicht näher bestimmt.

Der Viehhandel ist wunderbar, so meldet einer, der es mit dem Volke sehr gut meint, aus Uberaba, Staat Minas Geraes. Das Vieh kostet an den Kaufstellen in den Staaten Matto Grosso und Goyaz 40 bis 45 Milreis, in Uberaba kostet es aber 115 bis 120 Milreis das Stück, und der Händler

hat, wenn er seine Spesen auf rund 20 Milreis per Stück berechnet, seine 50 Prozentchen verdient. Ha!ßt a G'schäft! Ein Coronel Lucas Borges de Araujo ist mit 3500 Rindern unterwegs. Er hofft, daran rund 100 Contos de Reis zu verdienen. Ein Capitão Joaquim Honório Ribeiro Rosa hat an einer einzigen Truppe 40 Contos verdient, ein Coronel Totuna an einer Truppe 75 Contos de Reis. Die Viehhändler verdienen auf einer einzigen Reise ein ganzes Vermögen und sie können mit der Konjunktur mehr als zufrieden sein. Die Herrschaften mit den militärischen Titeln sind nicht die einzigen, die an den Ochsen verdienen, denn von Uberaba geht die Ware durch andere Hände und auch für die anderen ist der Handel „wunderbar“. Sie alle haben berechtigten Grund, zu jubeln, und nur die Hausfrau in der Stadt und die ihrer Pflege Anbefohlenen müssen ein anderes Lied anstimmen. — Das „wunderbare Geschäft“ ist die beste Widerlegung der banalen Behauptung, daß das Vieh infolge unabwendbarer Ereignisse so teuer geworden sei. Nicht Frost und Dürre haben das Fleisch verteuert, sondern diejenigen, die sich über das „wunderbare Geschäft“ herzlich freuen.

Hafenanlagen in Santos. In unserer gestrigen Notiz über dieses Thema gaben wir unserer Verwunderung Ausdruck, daß die Paulistaner Staatsvertretung, deren Einfluß stark genug war, um die Verfassung zu zerreißen, in der Hafensache sich so schwach erwies. Heute müssen wir zu dieser Äußerung noch etwas hinzufügen. Die Paulistaner Deputierten haben nicht nur unterlassen, für das Hafenprojekt, das für den Staat die wichtigste Frage darstellt, mit allem ihrem Einfluß einzutreten, sondern die meisten von ihnen haben es überhaupt nicht für wert gefunden, der Sitzung beizuwohnen, in der über das Projekt abgestimmt wurde, und so durch Aufstehen oder Sitzenbleiben ihren Teil dazu beizutragen, daß der Lieblingsplan ihrer Wähler Gesetz wurde. Bei der Eröffnung der Sitzung waren von Paulistanern nur die Abgeordneten Marcolino Barreto und Martim Francisco anwesend. Nachher stellten sie ein, wie die Anwesenheitsliste im „Diário do Congresso Nacional“ zu melden weiß, die Herren Galeão Carvalhal, Ferreira Braga, Raul Cardoso, Cincinato Braga, Prudente de Moraes, José Lobo und Estevam Marcolino. Nur diese neun Herren fanden es der Mühe wert, zu einer Sitzung zu erscheinen, in der über das Hafenprojekt abgestimmt wurde, die übrigen 17 befanden sich irgendwo anders, und so kam es, daß die Vorlage mit allem Glanz durchfiel. Unter den Deputierten, die diese Sitzung schwänzten, befanden sich auch die Herren Adolpho Gordo und der Sohn des Staatspräsidenten, Rodrigues Alves Filho. Dies ist sehr bezeichnend. Gerade der Deputierte, der imstande war, im angeblichen Interesse des Staates ein Gesetz zu schmieden, das die Verfassung verletzt, war nicht imstande, wegen eines Gesetzes, das von der ganzen Bevölkerung São Paulos verlangt wurde, nach der Kammer zu gehen, um dort wenigstens durch seine Stimmabgabe zu dem Zustandekommen des großen Werkes beizutragen. Daraus kann man ersehen, wie groß das Interesse sein muß, das Herr Adolpho Gordo am Fortschritt des Staates nimmt. Der Staat sollte dieses „Interesse“ mit gleicher Münze heimzahlen und ihn bei der nächsten Wahl nicht berücksichtigen. Der Sohn des Staatspräsidenten war auch nicht zugegen, als es sich um die Interessen des Staates handelte, und auch dieses sollte sich der Staat merken, um bei der nächsten Wahl zu sagen, daß das „Verdienst“, der Sohn eines Präsidenten zu sein, noch nicht hinreicht, einen zum Volksvertreter zu machen.

Das jetzt in letzter Stunde abgelehnte Hafenprojekt soll nächstes Jahr wieder vorgelegt werden. Man hofft, daß es dann eine günstige Abstimmung finden werde. Dies ist ja möglich, aber dann werden andere Leute sich dafür verwenden müssen, daß das Projekt Gesetz werde. Die Paulistaner Deputierten scheinen dazu nicht imstande zu sein.

Das Ende der Hochkonjunktur? Wenn nicht alle Anzeichen trügen, sind wir dem Einsetzen der Reaktion, welche notwendigerweise der wirtschaftlichen Ueberspannung folgen muß, ziemlich nahe gekommen. Zu den Anzeichen gehören die zahlreichen Wechselproteste seit Beginn des Jahres. So finden wir z. B. in der gestrigen „Platêa“ unter den amtlichen Publikationen nicht weniger als 13 (!) Bekanntmachungen protestierte Wechsel betreffend. Da solche Bekanntmachungen nur erlassen werden, wenn entweder das Domizil des Bezogenen oder das des Ausstellers bezw. Indossanten nicht zu ermitteln ist, so gibt die ominöse Ziffer 13 recht viel zu denken. Wie groß mag erst die Zahl derjenigen protestierten Wechsel sein, die keiner Bekanntmachung bedürfen!

Chinesen. Der Ruf unserer Kunststadt São Paulo muß schon bis zum himmlischen Kaiserreich — pardon: zur himmlischen Republik — vorgedrungen sein und dieser gute Ruf hat eine Anzahl kleiner Chinesen zu einer Auswanderung nach unserem Lande veranlaßt. Am Sonntag trafen sie hier ein. Wie groß die Schar eigentlich ist, wissen wir nicht, aber klein kann sie nicht sein, denn man kann sie schon überall sehen. Sie gehen zu zweien und zu dreien, bleiben auf den belebtesten Trottoiren stehen und fangen an, mit drei Hölzchen ihre Kunst zu zeigen. Die kleinen Knirpse werfen die Stöckchen in die Luft — alle drei — und fangen sie wieder auf; diese Kunst oder dieser Mumpitz wird bekanntlich pompös „Malabaristik“ genannt und die sprichwörtlichen ältesten Leute werden sich erinnern, solche „Produktion“ schon in ihrer frühesten Jugend in jeder Jahrmaktsbude gesehen haben. Trotzallem finden die Chinesenbengel auf den Straßen und in den Cafés ein dankbares und zahlungslustiges Publikum. Wo sich ein solcher schlitzäugiger Schlingel hinstellt und mit seinen drei Hölzchen zu spielen beginnt, dort recken sich sofort die Häuse, das Publikum strömt zusammen, der Verkehr stockt, die Straßenbahnwagen und die Automobile müssen halten und wer Eile hat, der kann sich in Geduld fassen, denn das kunst sinnige Publikum, das da zusieht, wie die Chinesen durch ihre „Kunst“ dem Gesetz der Schwere ein Schnippen schlagen, ist nicht zum Ausweichen zu bewegen. Die Vorführung dauert nicht lange. Die kleinen „Künstler“ ziehen ihre Mützen, an welchen noch der Schweiß klebt, der unter der Heimatssonne aus ihren Stirnen geperlt, von dem schwarz gemähten Häuptern und halten Kollekte, die in der Regel einen netten Ertrag abwirft. Die Polizei bekümmert sich nicht um diese Künstler, denn sie sind weder der Integrität des Vaterlandes noch der mustergiltigen sozialen Ordnung gefährlich; man sieht in den kleinen „Künstlern“ vielleicht sogar künftig gute Propagandisten und läßt sie ungeschoren, obwohl ihre „Kunst“ nichts anderes als Straßenbettelei ist, die verboten werden sollte.

Explosion. Der Angestellte des „Gymnasio do Carmo“ Augusto de Souza trug am Dienstag nachmittag einen vollen Potroleumbehälter über den Hof des Instituts, als der Brennstoff auf bisher noch unaufgeklärte Weise Feuer faßte. Die Blechkiste explodierte und die Kleider des Mannes brannten im Nu in hellen Flammen. Einige Schritte von der Stätte, wo die Explosion sich ereignete, stand der Maristenbruder João Biete. Das Petroleum verspritzte sich

bei der Explosion über den ganzen Hof und auch der Maristenbruder stand in Flammen. Ihm eilte ein Anderer zu Hilfe, der sich auch Brandwunden zuzog und auch ein dritter Schulbruder wurde noch von dem Feuer ergriffen; der hatte aber die Geistesgegenwart, den Rock sofort vom Leibe zu reißen. Der Zustand des Angestellten Souza und des Maristenbruders João Riete ist höchst bedenklich. Die Brandwunden der zwei anderen sind leichter Natur.

Familiennachricht. Herr Dr. Albert Loeffgren und Frau Gemahlin zeigen uns die Verlobung ihrer Tochter Fräulein Ada mit Herrn Laurentino Proença Filho an. Wir sprechen dem jungen Paare sowie den geehrten Eltern der Braut unseren aufrichtigen Glückwunsch aus.

Bundeshauptstadt.

Bevölkerungsstatistik. Während des Jahres 1912 waren im Bundesdistrikt 26.571 Geburten zu verzeichnen. Da, wie wir schon mitteilten, die Zahl der Sterbefälle 19.244 betrug, so verblieb ein Geburtenüberschuß von 7327. Die höchste Geburtenziffer wies der März mit 2453, die niedrigste der November mit 2021 auf. Die Bevölkerung des Bundesdistriktes wird vom Statistischen Amt gegenwärtig mit 921.987 Personen angenommen.

Die Post um die Jahreswende. Der intimistische Generalpostdirektor, Herr Ernesto Lyrio de Siqueira, hat in der arbeitsreichen Zeit von Weihnachten bis Neujahr Tag für Tag bis in die frühen Morgenstunden die Abwicklung des Verkehrs persönlich beobachtet. Sein Hauptinteresse war natürlich der zweiten Betriebs-Abteilung zugewandt, wo sich die Hochflut des Verkehrs konzentriert und wo, wie wir schon neulich hervorhoben, ein empfindlicher Personalmangel herrscht. Der Abteilung stehen 148 Briefträger und 50 Eilboten zur Verfügung, und trotzdem geschieht es auch in gewöhnlichen Zeiträumen häufig, daß der Abteilungschef an den guten Willen der Briefträger appellieren und sie bitten muß, eine Stunde vor der vorgeschriebenen Zeit anzutreten, damit der Dienst bewältigt werden kann. Die Abteilung hat folgende Aufgaben: Ablieferung der amtlichen Korrespondenz in 10 Bezirken; Revision der Postbeutel der Nebenämter; Ablieferung der Post für die Nebenämter; postlagernde Sendungen; unbestellbare Sendungen; Ablieferung der Einschreibesendungen an die 6. Abteilung; Eilbriefe; Zeitungsverteilung; Postbeutel aus dem In- und Ausland; Postfächer; Leerung der Briefkästen; Abfertigung der aufgegebenen Sendungen. Man sieht, daß der Dienst nicht gering ist. Wie wir hören, hat der Generalpostdirektor den Beamten seine Anerkennung ausgesprochen für die Hingebung, mit der sie in diesen Tagen der Hochflut des Verkehrs arbeiteten.

Dakar—Pernambuco—Arica. Der Plan der Eilverbindung von Paris über Tanger nach Dakar, von dort nach Recife und vermittels einer weiteren neuen Bahnlinie nach Arica an der Pacific-Küste wird augenblicklich in Pernambuco wieder eifrig erörtert. Die Regierung des Generals Dantas Barreto hat bei aller Gewalttätigkeit, die man ihr mit Recht und Unrecht nachgesagt hat, den Vorzug, daß sie sich mit Eifer und Ehrlichkeit der wirtschaftlichen Entwicklung des Staates widmet. Von dem neuen Kai sind bereits 400 Meter dem Verkehr übergeben worden, und die Arbeiten schreiten schnell fort. Nun wendet man seine Aufmerksamkeit dem ausgezeichneten Hafen von Tamandaré zu, der einen ausgezeichneten Freihafen abgäbe, wenn jenes Projekt der Überlandbahnen verwirklicht würde. (Auch wenn es nicht dazu kommt, wird übrigens der Ha-

fen von Tamandaré über kurz oder lang ausgebaut werden müssen, denn der Tag läßt sich voraussehen, an dem der Hafen von Recife den ständig wachsenden Verkehr nicht mehr bewältigen kann.) Die Pernambucaner fordern, daß die Bundesregierung dem Bau der äquatorialen Zentralbahn von Recife nach der Westgrenze von Matto Grosso näher treten solle. Diese Bahn würde Anschluß an die bolivianische Zentralbahn finden, die La Paz mit dem Hafen von Arica in Verbindung setzt und die in entgegengesetzter Richtung nach der brasilianischen Grenze geführt werden soll. Die Forderung der Pernambucaner basiert auf jenem französischen Projekt. Wir meinen aber, daß der Bau der äquatorialen Zentralbahn auch dann verwirklicht werden soll, wenn aus Tanger-Dakar vorläufig nichts wird. Denn die Erschließung des zentralen Innerns Brasiliens ist strategisch wie wirtschaftlich wichtig genug, daß wir sie auch unabhängig von jenem Projekt in Angriff nehmen müssen. Was läßt sich aus Goyaz und Matto Grosso alles herausholen, wenn diese Staaten erst an den Weltverkehr angeschlossen sind!

Bummelei. Obwohl wir schon im Januar stehen, haben die im Außendienst befindlichen Beamten des städtischen Wasser- und Tiefbau-Amtes ihr Gehalt für November noch nicht erhalten. Die im Zentralbureau tätigen Angestellten bekommen natürlich pünktlich ihr Geld, die armen Leute aber, die für geringeres Gehalt im anstrengenderen Außendienst arbeiten müssen, haben nicht einmal in der Festzeit Berücksichtigung gefunden. Da das Wasserwerk mit am meisten zu den öffentlichen Einnahmen beiträgt, so sollte auch die verhältnismäßig geringe Summe zur rechtzeitigen Bezahlung jener Beamten vorhanden sein. Es handelt sich offenbar nur um eine Bummelei, die den Unterbeamten der Zentralbahn, die ja auch monatelang auf Bezahlung warten müssen, zum (allerdings schlechten) Troste gereichen mag.

Ehestatistik. Im Jahre 1912 wurden im Bundesdistrikt 5.820 Ehen abgeschlossen, was auf den Tag durchschnittlich 16 und auf 1000 Einwohner 6,02 ausmacht. Die Eheschließungen verteilten sich folgendermaßen auf die einzelnen Monate: Januar 459, Februar 414, März 480, April 497, Mai 515, Juni 552, Juli 573, August 361, September 588, Oktober 471, November 480, Dezember 400. Ganz auffällig aus der Reihe fällt die Zahl für den Monat April. Während sonst in der kühlen Jahreszeit, von Mai bis September, die Zahl der Eheschließungen höher war als in der heißen Zeit — ganz wie in europäischen Ländern — weist der August eine auffallend niedrige Ziffer auf. Es ist leicht möglich, daß im Bericht des Statistischen Amtes ein Schreibfehler vorliegt und daß es nicht 361, sondern 561 heißen müßte. Dann würde sich die Gesamtzahl der Eheschließungen auf 6.020 erhöhen. Als interessantes Phänomen sei erwähnt, daß viele Liebespaare noch Hals über Kopf Ende Dezember heirateten. Der Luso-Brasilianer auch der höheren Stände ist lächerlich abergläubisch und hat vor dem Jahre 1913 einen heillosen Respekt. So kam es, daß eine einzige Automobil-Garage am 28. Dezember Wagen für 42 Trauungen vermietete!

Selbstmord im Guanabara-Palast. In dem Palast Larangeiras, den der gegenwärtige Bundespräsident sich zur Wohnung gewählt hat, gab es gestern Nacht große Aufregung. Um 1½ morgens fiel ein Schuß. Sofort wurde die Wache alarmiert, die vom 52. Jägerbataillon gestellt worden war. Es stellte sich heraus, daß ein Soldat der Wache, ein Mulatte, mit seinem Dienstgewehr Selbstmord begangen hatte. Er hatte die Waffe auf die Erde gestellt, den Lauf wider den Unterkiefer gerichtet,

und hatte den Hahn mit dem Fuße losgedrückt. Die Kugel zerschmetterte den Unterkiefer und drang ins Gehirn. Als das Aambulanz-Auto der schleunigst benachrichtigten Unfallstation eintraf, war der Unglückliche bereits eine Leiche. Ueber den Grund zu dem Selbstmorde ist bisher nichts bekannt geworden. Glücklicher Weise war der Bundespräsident schon abends nach Petropolis gefahren, sodaß er vor der Aufregung bewahrt blieb, in die das Ereignis ihn naturgemäß versetzt haben würde.

Automobilstatistik. Die Einfuhr von Automobilen im Hafen von Rio de Janeiro ist im Jahre 1912 in geradezu fabelhafter Weise gestiegen. 1911 kamen 994 Autos im Werte 4.646:320\$ herein, 1912 aber, und nur in den Monaten Januar bis Oktober, 1.707 im Werte von 8.036:138\$. Also sowohl in der Zahl als auch im Werte eine Steigerung, die bis Ende des Jahres sicherlich 100 Prozent erreicht hat. In ähnlicher Weise nahm die Einfuhr von Ersatzteilen und von Benzin zu. Ersatzteile wurden 1911 264.059 Kilo im Werte von 1.190:000\$ eingeführt, in den ersten 10 Monaten 1912 aber 554.696 Kilo im Werte von 2.254:166\$. Die Benzineinfuhr betrug 1911 4.255.019 Kilo im Werte von 1.129:117\$ und in den ersten 10 Monaten 1912 8.828:318 Kilo im Werte von 1.924:603\$. Auch diese Zahlen sprechen berechtigt für die ausgezeichnete Wirtschaftslage, in der sich das Land augenblicklich befindet. Es ist zu bedauern, daß die Zahlen über die Einfuhr von Lastautomobilen und von Personenaautos nicht getrennt zur Verfügung stehen, denn gerade aus der Einfuhr von Lastwagen, die im abgelaufenen Jahre wesentlich zugenommen hat, lassen sich interessante volkswirtschaftliche Schlüsse ziehen.

Ein aufrichtiger Polizeikommissar ist Herr Silva vom 6. Polizeibezirk. Diesen Beamten suchte vorgestern ein Marine-Unterbeamter auf, um ihm mitzuteilen, daß seine 16jährige Schwägerin Maria dos Santos Cardoso verschwunden sei. Das Mädchen, das im Hause des Marinebeamten wohnte, hatte sich vor einiger Zeit einen Schatz zugelegt, einen gewissen Maximo, der sich als Schriftsetzer ausgab. Zuerst sprach sie am Fenster mit ihm, dann an der Tür, dann begleitete sie ihn bis zur Straßenecke, und vorgestern endlich ging sie bis um die Ecke mit ihm heim. Das war um 4 Uhr nachmittags, und als sie bis 9 Uhr abends nicht zurückgekehrt war, entschloß sich der Marinebeamte, die Polizei zu benachrichtigen. Der Kommissar hörte ihn an und sagte dann wohlwollend: „Sehen Sie, das beste ist, wenn Sie die Kleine suchen gehen. Wenn Sie sie treffen, dann rufen Sie den nächsten Polizisten und lassen sie zur Wache bringen.“ Der Mann war wenigstens aufrichtig. Er versprach nicht, was zu halten unsere Polizei doch unfähig wäre.

Der englische Frachtdampfer „Workman“, der am Dienstag bei der Insel Tijuea auffiel, ist trotz der Hilfe, die ihm von zwei Schleppern geleistet wurde, nicht wieder flott geworden. Der Kapitän sah sich daher genötigt, die Ladung ins Meer zu werfen. Da anzunehmen ist, daß ein großer Teil der Ladung in der Nähe an den Strand getrieben werden wird, hat die Polizei Posten ausgestellt, die Diebstähle verhüten sollen.

Noch ein verheirateter Bräutigam. Die Mitteilungen der Presse über den Zahnarzt Firmino de Oliveira, der zweimal verheiratet und nebenbei noch mit der Tochter einer Witwe verlobt war, machten eine andere Witwe da Silva, D. Claudina Rosa, stutzig. Auch ihre Tochter war verlobt und zwar mit einem gewissen Manuel Ignacio de Andrade. Ebenso wie jene andere da Silva hatte auch

D. Claudina in der Hast, ihre Tochter an den Mann zu bringen, es unterlassen, Erkundigungen nach dem Bräutigam anzustellen. Nun fiel ihr ihre unglaubliche Unvorsichtigkeit schwer auf die Seele, denn Andrade hatte auf ihre wiederholten Vorstellungen, daß es doch Zeit sei, ihre Tochter der Familie Andrade vorzustellen, immer mit Ausflüchten erwidert. Durch den Fall Firminio gewarnt, beschloß sie, jetzt den Familienverhältnissen ihres zukünftigen Schwiegersohnes auf den Grund zu gehen. Nachdem Andrade gestern in heiterem Gespräch in ihrem Hause geweilt hatte, verfolgte sie ihn auf dem Heimwege. Andrade bestieg einen Straßenbahnwagen der Linie Real Grandeza-Copacabana, und D. Carolina folgte vorsichtig in einem Auto. In der Rua Real Grandeza stieg der Bräutigam aus und verschwand in dem Hause No. 129. Einige Augenblicke später klopfte D. Carolina an die Tür dieses Hauses. Andrade selbst öffnete. Er erbleichte, als er sah, wer vor der Tür stand. Die Witwe bemerkte, daß das Haus luxuriöser eingerichtet war, als man für einen Junggesellen annehmen sollte. Sie tat ein paar Schritte vorwärts, bis ihr eine Dame entgegenkam. Also verheiratet! Entrüstet verließ sie das Haus und fuhr zur Polizei, wo sie von ihren Beobachtungen Mitteilung machte und um Nachforschungen ersuchte. Als aber die Polizei am anderen Morgen in der Rua Real Grandeza 129 vorsprach, fand sie das Haus verlassen. Manuel de Andrade und Frau hatten es für ratsam gehalten, einen Wohnungswechsel vorzunehmen. Derartige Fälle, die bei uns so häufig sind, wären undenkbar, wenn die auf der Schwiegersohn-Jagd begriffenen Mütter sich das Wild erst einmal genauer ansehen wollten, ehe sie es zur Strecke bringen. Aber im Jagdfieber, noch entflammt durch die starke Konkurrenz, wird jede Vorsicht außer Acht gelassen.

Brasilien und die Berner Konvention. Nach langem Zögern ist Brasilien bekanntlich der Konvention zum Schutz des literarischen und künstlerischen Eigentums beigetreten, die die Kulturnationen abgeschlossen haben. Seit wir selbst eine erhebliche literarische Produktion besitzen, hat es nichts Verlockendes mehr, sich die Möglichkeit literarischer Freibeuterei zu erhalten. Der Kongreß ist jetzt sogar noch einen Schritt weiter gegangen und hat beschlossen, daß Brasilien auch der Internationalen Konvention beitreten soll, die am 13. Februar 1908 in Berlin unterzeichnet wurde und die den Zweck hat, die Gegenseitigkeit des Schutzes literarischen und künstlerischen Eigentums wirksamer zu gestalten. Brasilien wird also in Zukunft zu den Mitgliedern erster Klasse des Bureaus der Internationalen Union in Bern gehören.

Ein trauriges Unternehmen wird durch ein anderes Dekret in Erinnerung gebracht, das der Bundespräsident ebenfalls am 30. Dezember unterzeichnete, nämlich der Lloyd Brasileiro. Durch das Dekret wurde der bankerotten Schiffahrtsgesellschaft die Jahressubvention von 1100 Contos Gold angewiesen, auf die sie laut Dekreten von 1906 und 1909 für die Dauer von 18 Jahren Anspruch hat. Nebenbei bezieht der Lloyd noch eine zweite Jahressubvention von 1.663:699\$992 Gold. Insgesamt müssen wir also 2.763 Contos Gold oder etwa 4500 Contos Papier jährlich aufbringen, damit der Lloyd unregelmäßig fährt, die Passagiere schlecht versorgt, horrenden Frachten erhebt und alle Augenblicke mit seinen Schiffen verunglückt. Die Zahlung von Staats wegen für diese zweifelhaften Vergnügungen ist wirklich etwas reichlich bemessen. Der einzige Trost ist, daß die Summe der Bank von Brasilien zugute kommt, bei der der Lloyd unter Verantwortung der Bundesregierung bekanntlich tief in

der Kreide sitzt. Letzten Endes steckt also der Fiskus jetzt das Geld nur aus einer Tasche in die andere. Aber das ist schließlich doch nur vorübergehend. Da der Kongreß am gleichen Tage die Regierung ermächtigte, den Kontrakt mit dem Lloyd Brasileiro abzuändern oder das Unternehmen zu verpachten oder zu verkaufen, so darf man hoffen, daß diesmal die horrende Subvention zum letzten Male zur Auszahlung gelangte oder daß der Betrieb so verbessert wird, daß die Opfer den Leistungen entsprechen.

Nordwestbahn. Durch Dekret vom 30. Dezember wurde die Frist zur Fertigstellung der Strecke Itápara-Corumbá der E. F. Noroeste do Brasil, die am 30. September 1913 ablaufen würde, um 18 Monate verlängert. Die Bahn braucht somit erst am 1. April 1915 dem Verkehr übergeben zu werden.

Uebersetzung des Zolltarifs. Wir brichteten neulich über den Plan des brasilischen Informationsbureaus in Paris, eine französische Uebersetzung unseres Zolltarifs zu veranstalten, die den Interessenten gratis zur Verfügung gestellt werden soll. Wir lobten diese Absicht und sprachen die Hoffnung aus, daß das Bureau bald auch deutsche, englische u. s. w. Uebersetzungen folgen lassen werde. Von geschätzter Seite werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß eine deutsche Uebersetzung bereits seit 12 Jahren besteht. Allerdings ist sie nicht gratis zu haben, und dem neuesten Stand unserer Zollgesetzgebung entspricht sie auch nicht mehr. Sie wurde gleich nach Erscheinen des mit Abänderungen noch heute gültigen Zolltarifs vom 19. März 1900 vom deutschen Reichsamt des Innern angefertigt. Erschienen ist sie im Augustheft 1900 des vom Reichsamt des Innern herausgegebenen „Deutschen Handelsarchivs“. Sonderabdrücke dieser Uebersetzung sind in der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstraße 68/71, zum Preise von 1,50 Mark sowie bei allen Buchhandlungen käuflich zu haben. Wenn das Informationsbureau eine Neuausgabe veranstalten will, so wird es jedenfalls gut tun, diese amtliche deutsche Uebersetzung als Grundlage zu nehmen. Es wird dann die Garantie haben, daß alle für die Uebersetzung angewandten Ausdrücke technisch richtig und dem deutschen Handel verständlich sind.

Das hiesige Zollamt vereinnahmte im verfloßenen Jahre insgesamt 123.000 Contos. Das ist eine um rund 11.000 Contos höhere Einnahme als in 1911.

Bestand der Amortisationskasse. Gestern wurde, wie alljährlich bei Beginn einer neuen Finanzperiode, der Bestand der Kasse festgestellt. Die Feststellung ergab folgendes Resultat:

Neue Noten	244.047:2158
Rimessen aus den Staaten	2.210:8028
Zu verbrennende Noten	13.861:0128
Silber- und Nickelmünzen	1998
Zusammen	260.104:2288

Der Bestand stimmte vollkommen mit den Büchern überein. Auch sonst wurde alles in bester Ordnung gefunden.

Die gekränkten Chauffeure. Die Chauffeure fühlen sich bekanntlich durch die neue Automobil-Verkehrsordnung, die die fahrende und gehende Menschheit etwas energischer als die früheren gegen ihre Willkür und ihre Rücksichtslosigkeit schützt, tief gekränkt. Gewiß gibt es viele Chauffeure (und wir hoffen, daß sie sogar die Mehrzahl bilden), die ihre Fahrgäste nicht übervorteilen und auch auf die übrige Menschheit Rücksicht nehmen. Aber daneben weist der Stand leider Individuen genug auf, die sehr energisch angepackt werden müs-

sen. Das hat erst gestern wieder der Chauffeur des Autos No. 2316 bewiesen. Dieser Herr ließ sein Auto in der Rua S. Pedro auf dem Straßenbahngeleise stehen, während er in einen Laden trat, um ein Geschäft abzuschließen. Als ein Straßenbahnwagen kam und der Führer den Chauffeur bat, er möge doch seinen Wagen auf die andere Seite der Straße fahren, erhielt er zur Antwort: „Warten Sie gefälligst.“ Ein Passagier, dem das Warten zu lange dauerte, fragte den Autolenker, ob er denn glaube, die Straße sei für ihn allein da. Das brachte den Chauffeur so in Wut, daß er den Frager mit den gemeinsten Schimpfworten belegte, und der Straßenbahnwagen mußte wirklich warten, bis der Herr seinen Handel abgeschlossen hatte! Solche Leute haben wirklich keinen Anlaß, sich gekränkt zu fühlen.

Gesundheitszustand der Bundeshauptstadt 1912. Im Jahre 1912, die drei letzten Tage nicht eingerechnet, sind im Bundesdistrikt 19.244 Personen gestorben, also mehr, als das ganze Bundesheer stark ist. Immerhin ist diese Sterblichkeit gar nicht so hoch wie sie aussieht, denn der Sterblichkeitskoeffizient beträgt nur 27,6 auf tausend Einwohner, und nur wenige Großstädte sind in günstigerer Lage. Die meisten Opfer, nämlich 4007, forderten die Krankheiten der Verdauungsorgane, d. h. also, daß die Säuglingssterblichkeit sehr groß war. An zweiter Stelle kommt die Lungenschwindsucht mit 3425 Opfern. Wir haben erst neulich gezeigt, daß das gelbe Fieber selbst in den schlimmsten Epidemiejahren nicht so viele Opfer forderte, wie die Tuberkulose Jahr für Jahr. An Krankheiten des Blutkreislaufs starben 2288, der Atmungsorgane 1970, des Nervensystems 1366, an Krankheiten des Säuglingsalters 731, an Influenza 728 und an Krankheiten der Harnorgane 603 Personen. Die schweren Seuchen haben den Bundesdistrikt diesmal verschont. Es starben 3 Personen am gelben Fieber und 7 an Pest. Die Gelbfieberfälle waren aus Pernambuco und Ceará eingeschleppt. An Beri Beri starben 14, an Lepra 25 Personen. Bemerkenswert ist die Zahl der Todesfälle an Malaria. Die akute Malaria forderte 184, die chronische 190 Menschenleben. Selbstmorde kamen 130 vor, und die Zahl der Fälle von gewaltsamen Tode belief sich auf 765. Natürlich begreift die letztgenannte Zahl nicht nur Fälle von Mord und Totschlag in sich, sondern auch Unglücksfälle aller Art. Nicht wenig haben namentlich die Automobile dazu beigetragen.

Verurteilter Betrüger. Die Witwe des Sekretärs beim Krankenhause in Jurujuba, D. Carolina Dantas da Silva, bezog aus der Bundes-Pensionskasse die ihr zustehende Witwenpension. Nach dem Trauerjahr fühlte sie das Bedürfnis, sich wieder zu verheiraten. Da mit dem Augenblicke der Wiederverheiratung die Pension verloren ging, die ein netter Zuschuß zu den Kosten des Haushaltes war, so kam ihr Verlobter, João Saldanha de Aguiar, auf folgenden Ausweg: er ließ sich kurz vor der am 20. Februar 1909 stattfindenden Hochzeit von D. Carolina Vollmacht erteilen und hob als Bevollmächtigter die Pension weiter ab. Die amtliche Erklärung, daß D. Carolina noch Witwe sei, war natürlich leicht zu beschaffen. Der Betrug glückte zwei Jahre lang. Dann kamen die Beamten des Schatzamtes dahinter. Saldanha Aguiar wurde verhaftet und prozessiert. Vorgestern verurteilte ihn das Gericht zu 2½ Jahren Gefängnis und zu einer Geldstrafe von 12 Prozent des zu Unrecht erhobenen Betrages. Da diese Verurteilung als Ausnahme von der Regel angesprochen werden muß, so verdient sie besonders vermerkt zu werden. Der Mann hat offenbar einen ungeschickten Anwalt gehabt.

Die Chauffeure haben in der Rua Marquez de Pombal 41 eine große Protestversammlung abgehalten. Sie protestierten gegen die Behauptung, daß sie in den Generalstreik treten wollten, und gleichzeitig gegen die Verfolgungen, denen sie sich ausgesetzt glauben. Es wurde beschlossen: 1. die Entscheidung des Präfekten auf die Eingabe abzuwarten, die sie wegen der Abänderung einiger Artikel des neuen Automobilgesetzes an ihn gerichtet haben; 2. im Falle eines ablehnenden Bescheids sich an die Gerichte wenden; 3. sollte auch auf gerichtlichem Wege nichts erreicht werden, eine neue Versammlung einzuberufen, um über die Verteidigung der Forderungen der Chauffeure zu beraten. Auch der Vorsitzende der brasilianischen sozialistischen Partei, Herr Melchior Pereira Cardoso, hatte geraten, in dieser Weise vorzugehen. Die Versammlung verlief in größter Ruhe und Ordnung.

Die Soldateska verübt seit langen Monaten im Vororte D. Clara alle Arten von Ausschreitungen. Namentlich haben die wackeren Vaterlandsverteidiger es auf die Polizeisoldaten abgesehen, an denen sie angeblich Rache nehmen müssen — wofür, das wissen sie selber nicht. Der Zustand war so unerträglich geworden, daß der Polizeidelegat Dr. Cherubim Gonçalves, zu dessen Bezirk D. Clara gehört, sich endlich entschloß, ernstlich an Abhilfe zu denken. Er setzte sich mit den Militärbehörden in Verbindung und leitete eine Untersuchung ein. Diese ergab, daß die Soldaten weniger aus eigenem Antrieb handelten als angestachelt durch einen gewissen Manuel Vieira da Silva, Kneipenbesitzer in der Rua da Estação und Sergeant der Nationalgarde. Wir erwähnen diese letzte Eigenschaft besonders, weil Vieira da Silva am Montag von sich reden machte, indem er in der Presse lancierte, daß am Sonnabend Abend in der Nähe des Bahnhofes Polizeisoldaten ihn hätten angreifen wollen, obwohl er in Uniform war. Er habe sich genötigt gesehen, in der nächsten Kaserne um militärische Bedeckung nachzusuchen, die ihm auch gewährt worden sei. Vergeblich habe er am Sonntag mehrmals den Polizeidelegaten aufgesucht, um sich zu beschweren; der Herr sei niemals zu sprechen gewesen, und es habe den Anschein, als ob die Schikanen von dort ausgingen. An dieser ganzen Erzählung ist kein wahres Wort. Im Gegenteil hat der Polizeidelegat seit Tagen den Kneipenbesitzer auffordern lassen, zur Vernehmung über die von seiner Kneipe ausgehenden Schlägerei auf der Polizei zu erscheinen. Vieira da Silva hat sich geweigert, der Vorladung Folge zu leisten und hat schließlich jene Geschichte erfunden, die er am Montag der Presse aufstischte. Der Polizeidelegat hat infolgedessen nicht nur gegen die an den Schlägereien Beteiligten, sondern auch gegen Vieira da Silva als Anstifter ein Verfahren eingeleitet. Hoffentlich hat sein Vorgehen Erfolg, denn es wäre wirklich höchste Zeit, daß D. Clara von der wütenden Soldateska befreit wird.

Der Schiffbruch des „Workman“. Wir berichteten in unserer Sonnabendnummer, daß der Kapitän des bei der Ilha de Tijuca aufgelaufenen englischen Frachtdampfers „Workman“ beschlossen hat, die Ladung ins Meer zu werfen, und daß die Polizei Mannschaften an den Strand entsandt hatte, um den Diebstahl des angetriebenen Gutes zu verhindern. Noch am Freitag Abend ereignete sich bei diesem Wachdienst ein Unfall, indem ein Polizei-Automobil mit 10 Polizeisoldaten, die zur Ablösung nach der Praia de Tijuca geschickt wurden, in Tijuca in eine Schlucht stürzte. Am Sonnabend hat der Polizeidelegat des 17. Bezirks, Dr. Edgard Pahl, selbst den Wachdienst am Strande geleitet, da verschiedene Anzeigen bei der Polizei eingelaufen

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gestindeste **Verschönerungsmittel für die Haut**, macht das Wasser weich, heilt raue und unreine Haut, macht sie **zart und weiß** und beseitigt jeden üblen Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons. **Kaiser-Borax-Seife** erstklassige Toiletteseife. Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

fen waren. Am Strand waren viele Güter angetrieben worden, die die Polizei beschlagnahmte. Ausserdem aber wurde eine Menge leerer Konservisten gefunden, die die Firma Giplitz Dusney & Co., S. Francisco, California trugen. In Guaratiba, Vargem Grande und Barra da Tijuca wurden viele Waren, die von dem „Workman“ stammten, bei Fischern und Kaufleuten beschlagnahmt und die Stehler und Hehler verhaftet. Fischer von Barra da Tijuca sagten dem Delegaten, der „Workman“ müsse von der Besatzung verlassen sein, da sie seit Tagen kein Licht mehr an Bord sähen. Ferner sprachen sie die Ansicht aus, daß der Kapitän nicht in guter Absicht gehandelt habe, als er die Fracht über Bord werfen ließ. Zwei ihrer Boote hätten an den Dampfer angelegt, und dasselbe hätten beliebig viele andere tun können, wenn der Kapitän seine Ladung hätte bergen wollen. Ueber die Berechtigung dieses Verdachtes wird das Seegericht zu entscheiden haben. Unverdächtige Zeugen sind die Fischer, die sich das Strandgut aneigneten, ja nicht.

Der kleine Kreuzer „Panther“ der deutschen Marine untergegangen. Wie bereits berichtet, haben im Golf von Mexiko Ende der letzten Woche heftige Stürme getobt, welche zahlreichen Schiffen verhängnisvoll geworden sind. Unter den untergegangenen Fahrzeugen befindet sich unglücklicherweise auch der zelebre kleine deutsche Kreuzer „Panther“, dessen gesamte, aus 120 Mann bestehende Besatzung in den Wellen ihr Grab gefunden haben soll. In den Telegrammen wird der „Panther“ als amerikanisches Kriegsschiff bezeichnet, unseres Wissens besitzt die amerikanische Flotte aber kein Fahrzeug dieses Namens, es kann sich somit nur um den deutschen „Panther“ handeln. Einzelheiten über das Unglück, das so vielen braven Seeleuten das Leben gekostet hat, fehlen. Voraussichtlich können wir morgen ausführlicher darüber berichten.

Siemens-Schuckertwerke G. m. b. H. Dieses Riesenunternehmen der Elektrizitätsbranche, welches in Brasilien eine Zweigniederlassung unter dem Titel Companhia Brasileira de Electricidade besitzt, die auch kürzlich in S. Paulo eine Filiale errichtete, hat in dem am 31. Juli beendeten Geschäftsjahre einen Reingewinn von 13 462 996 Millionen Mark erzielt. Das Stammkapital beziffert sich auf 90 Millionen Mark, die Rücklagen betragen 2 500 000 Mark. Die Guthaben bei den Filialen, die als selbständige Gesellschaften organisiert sind, standen mit 44 746 792 Mark zu Buch. Die dauernden Beteiligungen an Elektrizitätswerken figurieren in den Aktiven mit 11 906 3222 und 8 0222 Mark. Auf die Maschinenkonti ist so viel abgeschrieben, daß sie nur noch einen Saldo von insgesamt 5 Mark aufweisen. Das ist sicherlich ein Unikum in der Bilanz eines industriellen Betriebs.

Ein rechtes Wort zu rechter Zeit.

Der Paulistaner Finanzsekretär Dr. Joaquim Miguel Siqueira über die wirtschaftliche Lage.

Der Finanzsekretär des Staates São Paulo, Dr. Joaquim Miguel Siqueira, hat sich von Dr. Antonio Piccarolo, dem Herausgeber der in São Paulo in italienischer Sprache erscheinenden „Rivista Coloniale“, über die wirtschaftliche und finanzielle Lage Brasiliens im allgemeinen und des Staates São Paulo im besonderen interviewen lassen. Die Erklärungen Dr. Siqueiras erscheinen uns als ein rechtes Wort zu rechter Zeit, angesichts der übertriebenen beunruhigenden Gerüchte, die neuerdings über die ökonomische Lage des Landes in Europa verbreitet wurden. Denn der Finanzsekretär des reichsten und fortgeschrittensten Staates der Union darf als eine Autorität auf wirtschaftlichem Gebiete gelten, nicht kraft der Stellung, die er bekleidet, sondern mit Rücksicht auf die reiche Erfahrung, die er im kaufmännischen Leben von Santos vor Uebernahme des Finanzsekretariats erworben hat. Dr. Joaquim Miguel Siqueira gehört zu den vorläufig in Brasilien noch seltenen Juristen, die sich nach Absolvierung ihrer Studien dem Handel widmen. Er wurde Kaffeekommissionär in Santos und wußte sich dort in kurzer Zeit solches Ansehen zu verschaffen, daß die dortige Kaufmännische Vereinigung, wohl die wichtigste des ganzen Landes, ihn 1903 zu ihrem Vorsitzenden wählte. Das war gerade zu der Zeit, als die beiden großen Fragen der Kaffeevalorisation und der Festigung des Kurses zur Erörterung standen. Als Vorsitzender der Vereinigung, die am meisten an der Lösung dieser Fragen interessiert war, nahm Dr. Siqueira eifrig an der Erörterung teil, indem er in Vorträgen und Artikeln für die Valorisation und für die Konversionskasse eintrat. Sowohl die Vorträge als auch die Artikel sind später in Buchform erschienen und bezeugen die volkswirtschaftliche und praktische Bildung ihres Autors. Es spricht, nebenbei bemerkt, für das politische Talent und die Unvoreingenommenheit des Dr. Rodrigues Alves, daß er bei Uebernahme der Staatspräsidentenschaft einen Mann ins Finanzsekretariat berief, der so eifrig für die Valorisation gekämpft hatte. Bekanntlich konnte Dr. Rodrigues Alves sich als Bundespräsident mit dem gewagten Unternehmen nicht befrenden. Jetzt, wo es in erfolgreicher Liquidation begriffen ist, sichert er sich die Mitarbeit der Sachkundigen, die es anregten.

Herr Piccarolo berichtet über die Unterredung im wesentlichen folgendes. Er fragte den Finanzsekretär, welches heute seine Ansicht über die glücklich überwundene Krise sei. Herr Siqueira erwiderte: „Ihre Frage läßt sich weder erschöpfend noch kurz beantworten. Vor allem muß ich Ihnen sagen, daß die Krise nicht so schwer war, wie sie den meisten Europäern erschien. In alten Ländern tragen die Krisen einen schwereren Charakter als in neuen, gleichwie bejahrte Menschen unter Krankheiten schwerer leiden als junge. Man hat das Bedenkliche der Finanzlage Brasiliens bedeutend übertrieben. Die Lage ist nicht glänzend — wo in der Welt ist sie das augenblicklich? — aber auch durchaus nicht so schwarz, wie sie auch von Inländern geschildert wird. Sie wissen sehr gut, daß das politische Vorurteil einer- und die bei uns allgemein vorhandene Neigung zur Kritik andererseits zu leidenschaftlichen Uebertreibungen verleiten. Aber eine ruhige und überlegte Prüfung der Tatsachen läßt diese Uebertreibungen leicht erkennen und die wahren Verhältnisse feststellen. Brasilien, vom Nor-

den bis zum Süden, befindet sich augenblicklich in einer Periode kommerziellen, landwirtschaftlichen und industriellen Aufschwungs. Die Zolleinnahmen vermehren sich nahezu von Monat zu Monat, und ein großer Teil der Einfuhr ist für die Landwirtschaft, für Bahnbauten und Fabriken bestimmt, d. h. es handelt sich um Kapitalien, die immobilisiert werden und den Nationalreichtum vermehren, nicht um Werte, die aufgebracht werden.

„Angesichts dessen ist es nicht unangenehm notwendig, die öffentlichen Ausgaben herabzusetzen, um unsere Finanzlage in absehbarer Zeit zu bessern. Es genügt, genaue Ordnung in die Ausgaben zu bringen und vorerst nur dort Erhöhungen vorzunehmen, wo es unvermeidbar ist. Die schnelle Vermehrung der Einnahmen wird bald, dank unserem wirtschaftlichen Aufschwung, den Ausgleich herbeiführen. Es ist ein Vorteil junger und von Natur reicher Länder, daß die Produktion und der Reichtum mit großer Schnelligkeit zunehmen. Die sogenannte brasilianische Finanzkrise ist somit weiter nichts als ein Zwischenfall, wie sie im Leben inaktiver Entwicklung begriffener Völker häufig sind.“

Herr Piccarolo fragte weiter, wie der Finanzsekretär die Lage des Staates São Paulo im besonderen betrachte. Herr Siqueira erwiderte: „São Paulo glänzt unter den Staaten der Union als ein Stern erster Größe. Mit verschiedenartigem, immer aber angenehmem und gesundem Klima begabt, mit überaus fruchtbarem Boden ausgestattet, der fast durchweg mechanisch bearbeitet werden kann, ist São Paulo für die Landwirtschaft besonders günstig ausgestattet. Fast alle Welthandelsprodukte, wie Kaffee, Wein, Baumwolle, Weizen, Zucker, Reis usw., können hier erzeugt werden. Gerade jetzt wurde der Bau der Eisenbahn nach den Campos do Jordão begonnen, die durchschnittlich 1500 Meter über dem Meere liegen und wo alle europäischen Gewächse, einschließlich der zartesten Früchte, die günstigsten Bedingungen des Gedeihens finden. Da der Staat zahlreiche mächtige Wasserfälle und ein ausgedehntes Eisenbahnnetz besitzt, so findet die Industrie die wichtigsten Daseinsbedingungen vor: Kraft und Transportmittel. Mit Genugtuung hebe ich hervor, daß alle diese Gaben der Natur nicht nur zum Prunk gedient haben, wie Edelsteine im Halsschmuck einer schönen Frau, sondern daß sie mit unermüdlicher Anstrengung nutzbar gemacht wurden. Besonders in seiner Spezialität, dem Kaffeebau, hat São Paulo Großartiges geleistet. Es besitzt ungefähr 20.000 Pflanzungen mit annähernd 700 Millionen Kaffeebäumen auf rund 1 Million Hektar Fläche, und vielleicht der größte Teil dieser Riesenarbeit wurde von 1900 bis 1906 geleistet. Unser Staat trägt mit fast einem Viertel, mit über 100.000 Contos, zu der 500.000 Contos betragenden Gesamteinnahme des Bundes bei. Seine eigenen Einnahmen belaufen sich auf 80.000 Contos. Unsere Ausfuhr wertet 600.000 Contos oder 40 Millionen Pfund Sterling. Die Bevölkerung, die heute nicht viel weniger als 4 Millionen betragen mag, ist so ausgesprochen international, daß man das Staatsterritorium einem Planeten im kleinen vergleichen und die Bevölkerung eine Menschheit im kleinen nennen mag.

„Die italienische Kolonie, die bisher vorherrschte, beginnt hinter der spanischen Einwanderung zurückzustehen, eine Folge der Schwierigkeiten, die Italien seinen Brasilwanderern bereitet. Ohne auf die Gründe einzugehen, muß ich doch sagen, daß Italien mit dieser Politik sich wirtschaftlich schä-

digt, denn jeder italienische Kolonist in diesem Staate steuert seinem Vaterlande doppelt; einmal durch die Ueberweisung seiner Ersparnisse, und dann durch den Konsum italienischer Produkte. Dabei bietet er den Vorteil, daß seine Steuer den Nationalreichtum Italiens vermehrt, während Steuern sonst diesen Reichtum zu vermindern pflegen. Die italienischen Kolonisten hieselbst tragen also zur Förderung der Produktionskräfte ihres Heimatlandes bei. Das ist sicherlich ein intelligenteres, moderneres und humaneres Verfahren als die blutige und kostspielige Eroberung durch einen Krieg."

Der Interviewer lenkte die Unterhaltung von diesem heiklen Punkte ab, indem er die Frage stellte, ob der Finanzsekretär die Kaffee Krise nunmehr für völlig überwunden halte. „Der Kaffee Krise“, erwiderte Herr Siqueira, „ging wie allen Krisen eine Hochkonjunktur voraus, veranlaßt durch Ueberfluß an Geld und Arbeitskräften, durch die Nähe der Produktionszentren am Exporthafen und durch hohe Preise in Papier. Der Rückschlag blieb natürlich nicht aus, und 10 Jahre lang konsumierte die Landwirtschaft mehr als sie produzierte. Sie verschlang ihre Ersparnisse und begaun vom Kredit zu leben. Glücklicherweise besitzt unser Staat eine unvergleichliche kaufmännische Organisation, die ihre Hilfsmittel und ihren Kredit der Landwirtschaft zur Verfügung stellte und ihr über jene schwere Zeit hinweghalf. Ohne die Kaffeekommissionäre von Santos wäre ein großer Teil der Landwirte zugrunde gegangen. Als die Krise am schärfsten war, gab es in Santos etwa 100 Kommissionsfirmen, von denen jede im Durchschnitt 1000 Contos eigenes Kapital repräsentierte, zusammen also 100.000 Contos oder 6.300.000 Pfund Sterling. Eine in Santos aufgemachte Statistik stellte fest, daß diese Häuser am 30. Juni 1904 der Landwirtschaft über 200.000 Contos oder 13 Millionen Pfund Sterling vorgestreckt hatten. Die finanzielle Gefahr ist überwunden, denn der Fazendeiro arbeitet wieder mit Gewinn. Aber die Volkswirtschaft wird den Schaden der schweren Krisenzeit noch eine Weile empfinden. Ueber die Frist, die zur Liquidation der Valorisationsaktion nötig ist, läßt sich nicht gut etwas voraussagen, da es sich um eine Welthandelsware handelt, auf deren Preis eine Unmenge von Faktoren einwirkt. Aber es ist anzunehmen, daß der Zeitpunkt der Liquidation nicht mehr fern ist und daß sie mit erheblichem finanziellem und wirtschaftlichem Nutzen für den Staat abschließt."

Eine weitere Frage bezog sich auf die Notwendigkeit einer totalen Aenderung der landwirtschaftlichen Produktion des Landes. Hierzu äußerte Hr. Siqueira: „Die Ueberlegenheit der Polykultur über die Monokultur ist in jeder Hinsicht so groß, daß es sich nicht lohnt, ein Wort darüber zu verlieren. Der Uebergang zur Polykultur hängt jedoch von mancherlei Bedingungen ab, von denen nur ein Teil durch die Staatsgewalt beeinflußt werden kann und beeinflußt werden muß. Zu den letzten gehört vor allem die Besiedlungstätigkeit, denn der Kaffeebau wird immer wieder alle Arbeitskräfte an sich ziehen, so lange nicht ein Ueberfluß an Menschen vorhanden ist. In zweiter Linie kommt die Leichtigkeit, Schnelligkeit und Billigkeit des Transportes. Andernfalls ist die Polykultur ausgeschlossen. Unsere Eisenbahnen können diesen Anforderungen sehr wohl entsprechen, denn die Ernte und Ausfuhr der Zerealien erfolgt vor der Kaffee-Ernte. Man muß wünschen, daß die Bahnverwaltungen sich mit dieser wichtigen Frage etwas ernsthafter beschäftigen. Die Staatsregierung hat, um die Verkehrswege zu vermehren, ein vollkommenes System von für Automobile fahrbaren Landstraßen ausarbeiten lassen, das sie zu verwirklichen im Begriffe ist. Diese Land-

straßen werden nicht wenig zur Förderung der Polykultur beitragen. Eine dritte wichtige Maßregel ist der landwirtschaftliche Unterricht. Der Kopf ist heute mehr wert als die physische Kraft, und das wichtigste landwirtschaftliche Instrument ist die Intelligenz. Was der Staat São Paulo für den Landwirtschafts-Unterricht getan hat und tut, wissen Sie."

Herr Piccarolo bat dann den Finanzsekretär, seine Ansicht über die Bedingungen zu äußern, die der Staat für die Anlage fremden Kapitals biete. Herr Siqueira bezeichnete diese Aussichten als überaus günstig, da nicht nur völlige Gleichstellung mit dem inländischen Kapital und absolute Rechtsgarantie bestehe, sondern da auch die Gewinnmöglichkeiten in Industrie, Landwirtschaft und Handel außerordentlich gut seien. Schließlich kam man auf die Beziehungen zwischen Italien und Brasilien zu sprechen. Der Finanzsekretär beklagte sich bitter über die ungerechte Behandlung, die Italien unserem Lande zuteil werden läßt, obwohl eine so stattliche Anzahl seiner Söhne sich in Brasilien und namentlich in São Paulo niedergelassen hat. Er sprach die Hoffnung aus, daß Italien seine Wirtschafts- und Politik ändern und in ein Verhältnis der Gegenseitigkeit zu Brasilien treten werde. An Bemühungen in dieser Richtung fehle es ja neuerdings nicht. Damit erreichte die interessante Unterredung ihr Ende.

Aus aller Welt.

Die Grausamkeiten der Balkanbündler. Der ständige Korrespondent der „Voss. Ntg.“ schreibt seinem Blatte unterm 25. November: Gestern ist ein mir persönlich bekannter Herr, eine durchaus zuverlässige Persönlichkeit, von Saloniki in Berlin eingetroffen und hat mir einen genauen Bericht über die Vorgänge seit der Besetzung der Stadt durch die griechischen und bulgarischen Truppen erstattet. Wenn ich den Eindruck, den diese Mitteilungen auf mich gemacht haben, mit einigen Worten charakterisieren soll, so muß ich sagen: die schlimmsten Untaten, die je von den Türken gegen Christen verübt worden sind, verblasen vor den Greueln, deren sich griechische und bulgarische Soldaten gegen wehrlose Mohammedaner und gegen die bejammernswerten Flüchtlinge aus dem Innern des Landes schuldig gemacht haben. Und damit die Angaben meines Gewährsmannes nicht als partiell angesehen werden, bemerke ich, daß dieser kein Osmane, sondern ein westeuropäischer Christ ist, der mit seinen politischen Sympathien nicht einmal auf seiten der Türken steht. Die freche Beraubung auch von Europäern, die am hellen Tage unter dem Vorwand der Durchsuchung nach Waffen erfolgt, ist die geringste der Untaten, deren sich die griechischen Soldaten schuldig machen. Sie nehmen den Leuten alles ab, was sie an Wertsachen bei sich tragen, Uhren und Geld, und wenn die Ausbeute gering ist, mißhandeln sie ihre Opfer in der schimpflichsten Weise. Auch daß die zügellosen Horden, die den Namen Armees entehren, am helllichten Tage in die Häuser dringen und den Leuten rauben, was nicht mit und nagelfest ist, nimmt eine bescheidene Rolle in dem Register ihrer Untaten ein. Schlimmer ist die Tatsache, daß die griechischen Behörden die Dinge so gehen lassen und sich kaum zu einem Eingreifen zugunsten der unter ihrem Schutz stehenden wehrlosen Menschen. Sie haben sich völlig untätig verhalten, als anläßlich der Explosion des Pulvertums griechische Soldaten — Soldaten und nicht etwa Banden — Hunderte von Türken in barbarischer Wollust nieder-

metzelten! Was die griechischen Soldaten in Saloniki mit einer gewissen Meisterschaft tun, wird im Innern des Landes von bulgarischen Banden und Soldaten ausgeführt. Dort werden nach ganz zuverlässigen die unter anderem von unierten (katholischen) Griechen herkommen sollen, Mohammedaner niedergemetzelt nach dem Beispiel, das die Serben in Albanien gegeben haben. Die Horden kämpfen nicht gegen Soldaten, sondern gegen wehr- und schutzlose Menschen, die ausgerottet werden sollen. Die Leute haben den Fingerzeig richtig verstanden, den der aus einem deutschen Hause stammende Bulgarenzar in seinem berühmten Kreuzzugsmanifest gegeben hat. So hat wohl Ferdinand I. den Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond verstanden wissen wollen. Zur Milderung des furchtbaren Elends, das in Saloniki herrscht, wo 50.000 Flüchtlinge und etwa 30.000 türkische Soldaten hungern, wird von den griechischen Behörden nichts getan. Das überlassen diese rücksichtsvoll den fremden Kolonien. Sie vertrauen darauf, daß diese die armen Menschen nicht umkommen lassen, und sie täuschen sich auch nicht in dieser Annahme. Aber die Europäer sind nicht zahlreich und wohlhabend genug, um durchgreifend helfen zu können, und so herrscht in Saloniki namenloses unbeschreibliches Elend, seitdem die Balkanbarbaren dort das Regiment übernommen haben. Es soll noch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die bulgarischen Behörden das Treiben der Banden im Innern genau kennen, aber sich ebenso wenig wie die griechischen Behörden in Saloniki darum kümmern. Wir, die wir den Dingen näher stehen, haben mit geringen Ausnahmen die Ueberzeugung, daß der Sieg der Balkanstaaten über die Türkei der Sieg der Barbarei und Brutalität ist, und deshalb hoffen und wünschen wir, daß es den Türken noch in letzter Stunde gelinge, sich aufzuraffen und die Bulgaren und die in Barbarei versunkenen angeblichen Enkel des alten Kulturvolkes der Hellenen möglichst weit vom Bosphorus und vom Marmarameer zurückzutreiben.

Von der Panama-Weltausstellung. D. C. Lively, der Chef des Nutzviehdepartements der Panamaweltausstellung, wird nächstens von Portland, Ore., abreisen, um seine Quartiere im Ausstellungsgebäude zu San Franzisko zu beziehen und die Leitung seines Ressorts zu übernehmen. In einer kürzlichen Erklärung sagte Lively, die Behauptung sei zulässig, daß die Nutzviehbeschickung im Jahre 1915 alle anderen auf früheren Weltausstellungen weit in den Schatten stellen würde. Eine Anzahl von Viehzucht- und Pedigreevereinigungen der Vereinigten Staaten treffen Vorbereitungen für ihre Beschickung der 1915er Ausstellung. Montana hat den Ball ins Rollen gebracht, und in einer kürzlichen Versammlung der Oregon Pure Bread Live Stock Association wurde eine Resolution angenommen, in der es heißt, „daß wir einen Legislativausschuß ernennen, der die Staatslegislatur auffordern soll, die Summe von 50.000 Dollars zu bewilligen, die in Prämien an Oregoner Beschicker von Nutzvieh und Geflügel ausgezahlt werden soll“. Die National Pet Stock Association of America hat ihre Absicht kundgegeben, ihre 1915er Tagung in San Franzisko abzuhalten, und der Plan wird erwogen, eine Abteilung ausschließlich für Kinder einzurichten. Die American Poultry Association hat in ihrer Jahresversammlung in Nashville beschlossen, sich in grossem Maßstabe an der San Franziskaner Ausstellung zu beteiligen, und das Interesse in den Kreisen von Geflügelzüchtern ist auch sonst ein äußerst intensives.

Der Münchener Polizei ist es gelungen, einen Erpresser unschädlich zu machen, der zwei

Herren und eine Dame mit seinen Droh- und Erpresserbriefen beunruhigt hatte. Der gefährliche Bursche setzte seine Opfer durch anonyme Briefe in Kenntnis davon, daß er sie wegen allerlei näher bezeichneter strafbarer Handlungen anzeigen werde, falls man ihm nicht bestimmte Summen ein-sende. Einem Herrn kündigte er gar die Ermordung auf offener Straße an, wenn er nicht ohne Verzug 100 bis 150 Mark an ihn abführe. Die Geldgier des Verbrechers ließ ihn schließlich alle Vorsicht vergessen. Man hatte ihm geschrieben, daß der Weg durch die Pgst nicht angängig sei, er möge sich den Betrag aus einem Hausflur der Elvirastrasse abholen. Dort wurde er dann auch von der Kriminalpolizei festgenommen, als er sich seine Beute abholen wollte. Auf der Polizei entpuppte er sich als der Versicherungskassierer Johann Scharb, der verheiratet und Vater mehrerer Kinder ist, und den nicht Not, sondern nur Habsucht dazu verleitet hatte, sich diese „Nebeneinnahme“ zu verschaffen.

Neun Söhne Lehrer! Der königliche Seminarlehrer a. D. L. Mertelsmann in Hannover feierte kürzlich mit seiner Gattin das Jubelfest der goldenen Hochzeit im Kreise seiner zahlreichen Familie. Sämtliche Söhne des Jubelpaares, neun an der Zahl, und ein Schwiegersohn sind Lehrer, drei in Hannover, zwei in Hamburg, zwei in Berlin, einer in Hameln, einer in Ostfriesland und der jüngste, der als Chemiker sich den Titel Diplom-Ingenieur und als Dr.-Ingenieur erwarb, an der höheren Weberschule in Kottbus. Der alte Herr war lange Jahre Vorsteher der königlichen Präparandenanstalt in Melle, wo er in Schürens Geist wirkte. Von 1885 bis 1900 war er als königlicher Seminarlehrer in Wunstorf tätig. Zahlreiche Schüler und Freunde haben sich seiner an dem seltenen Festtag mit Liebe und Dankbarkeit erinnert.

Eine Dynamitpatrone in einem Eisenbahnkupee. In dem Personenzug Nr. 40, der um 7 Uhr 30 Minuten von Laibach in Krain in der Richtung nach Wien abfährt, wurde kürzlich, nachdem er die Station Cilli verlassen hatte, in einem Korridorwagen eine Dynamitpatrone gefunden. Sie war vollständig montiert und befand sich unter einer Sitzbank, wo sie derart lag, daß sie mit dem einen Ende auf dem Boden ruhte, mit dem anderen, und zwar mit der Zündkapsel, an die Heizleitung gedrückt war. Ein Zufall kann diese eigenartige Lage der Patrone unmöglich sein. Ein Reisender, der, bevor er sich niedersetzte, vorsichtigerweise unter die Sitzbank sah, entdeckte die Patrone und verständigte von seinem Funde sofort das Zugspersonal. Die Dynamitpatrone wurde in der Station Store der Stationsleitung zur Verwahrung übergeben. Wäre die Bombe explodiert, so wäre nicht nur der Korridorwagen in die Luft geflogen, sondern es wäre durch das Aufreißen der Geleise und die sonstige Sprengwirkung vielleicht der ganze Personenzug einer Katastrophe ausgesetzt gewesen. Die sofort eingeleiteten Erhebungen lenkten den Verdacht auf einen Mann in der Kleidung eines slowenischen Bauern, der an der kritischen Stelle des Waggons gesehen worden war, und sich dadurch auffällig gemacht hatte, daß er in der Station Store den Zug eilig verließ und sofort mit dem Gegenzuge nach Cilli zurückkehren wollte. Er wurde aber festgenommen und dem Kreisgerichte in Cilli eingeliefert. Seine Identität ist noch nicht festgestellt.

Dauernde Lähmung des russischen Thronfolgers? Aus Petersburg berichtet „Daily Mail“, daß der Großfürst-Thronfolger noch immer in Zarskoje Selo bettlägerig ist. Ein Arzt ist ständig im Dienste. Jetzt wird ein Apparat angefertigt, um die linke Lende und das Bein während der Fahrt

zu stützen, die der Thronfolger nach Ggry an der Küste des Schwarzen Meeres machen soll und auf der die Aerzte bestehen. Es ist noch nicht sicher, ob der Thronfolger den Gebrauch seines linken Beines je wieder erlangen wird. Er ist besonders einem Arzte namens Derevenka zugetan. Dies ist auch zufällig der Name eines Matrosen, welcher der persönliche Diener des Thronfolgers ist. Der Zar und die Zarin wollten lange nicht an den Ernst der Erkrankung glauben und waren erst überzeugt, als der Spezialist Fedorow nach Spala kam.

Die französische Finanzverwaltung hat neue 5- und 10-Centimes-Stücke prägen lassen. Bei diesen Münzen ist eine Merkwürdigkeit zu verzeichnen. Sie haben in der Mitte ein Loch, das die Bestimmung hat, das Aufeinanderreihen dieser Münzen auf einer Schnur zu ermöglichen. In den französischen Schutzstaaten oder Kolonien hat man nämlich die Erfahrung gemacht, daß die dortigen Eingeborenen durchlöchernte Münzen bevorzugen, weil sie sich aus solchen Geldstücken gerne ein Hals- oder Armband bilden.

Heiraten von Diplomaten mit Ausländerinnen. Wie man weiß, besteht in Deutschland die grundsätzliche Bestimmung, daß kein Beamter des auswärtigen diplomatischen Dienstes des Deutschen Reiches eine Ausländerin zur Frau nehmen soll. In Wirklichkeit ist diese Bestimmung, deren Ursache auf der Hand liegt, in einer langen Reihe von Fällen durchbrochen und nur sehr selten angewendet worden. Neuerdings hat der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, wie dem „N. G. C.“ von einem diplomatischen Mitarbeiter mitgeteilt wird, die Bestimmung aus Anlaß eines besonderen Falles seinen Untergebenen wieder in Erinnerung gebracht und ihre Aufmerksamkeit darauf hingewiesen, daß der Entschluß eines im auswärtigen diplomatischen Dienste angestellten Beamten, sich mit einer Ausländerin zu verheiraten, in Zukunft als der Wunsch dieses Beamten angesehen werden könne, im diplomatischen Dienste keine weitere Verwendung zu finden.

In feierlicher Weise wurde kürzlich in Triest der dritte Dreadnought der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine vom Stapel gelassen. Der neue Dreadnought wurde „Prinz Eugen“ getauft; als Taufpatin des Schiffes fungierte Erzherzogin Maria Christine. Zur Feier der Stapellassung waren außerdem noch Erzherzog Peter Ferdinand und die Erzherzogin Alice Großherzogin von Toscana mit ihren Töchtern erschienen. Die Einsegnung des Schiffsrumpfes nahm Marinesuperior Jackl vor. Aus Anlaß des Stapellaufes des „Prinz Eugen“ war die Stadt Triest reich beflaggt. Alle im Hafen vertauten und an der Außermoede verankert liegenden Schiffe prangten in Flaggengala.

Neue Erfindungen. Professor Copland von der Universität Leeds hat auf der Reise nach Kanada den von ihm erfundenen Warnungs-Apparat gegen Eisberggefahr praktisch erprobt. Es ist ein Mechanismus, der bei Abnahme des Meerwasser-Salzgehaltes ein elektrisches Läutewerk automatisch in Bewegung setzt. Die Vorrichtung wurde während der Fahrt erprobt und gab dreimal Warnungssignale, die die Nähe von Eisbergen ankündigten, ehe die Gefahr durch andere Mittel, insbesondere durch Temperaturmessungen des Meerwassers, ermittelt werden konnte. Der Dresdener Ingenieur Otto Baumgärtel hat nach dem Schraubenflieger-System einen flugfähigen Apparat konstruiert, der aus 2 gleichachsigen übereinander angeordneten mehrflügeligen Riesenluftschrauben besteht, die sowohl den senkrechten Aufstieg, als auch bei schräger Lage der Schraubenachse die wagerechte Vorwärtsbewegung

bewirken. Die Schrauben tragen unter sich ein Dreifußgestell mit Motor und Führer. Kurs- und Höhensteuerung sowie Regulierung erfolgen sämtlich durch eine Lenkstange, die für gewöhnlich festgestellt und losgelassen werden kann. Aus dieser Konstruktion ergeben sich viele Vorzüge gegenüber dem Aeroplan. Der Schraubenflieger kann ohne Anlauf hochsteigen und ohne Auslauf landen. Der Schraubenflieger kann aber auch in der Luft unbeweglich stehen, auf der Stelle sich umdrehen und sofort jede beliebige gewünschte Richtung einschlagen.

Fortsschritte der Abstinenz. Im Jahre 1881 zählte die Schweiz 369 Abstinenten, 1891 5973 und heute 82.000

Die Arbeiterversicherung in der Praxis. Bei der Beratung des Etats des deutschen Reichsamts des Innern im Laufe des Jahres 1912 ist die Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes, sowie der übrigen Spruchorgane der Arbeiterversicherung Gegenstand eingehender Kritik gewesen; mehrere Fälle wurden mitgeteilt, in denen offenbar nicht dem Geiste der Arbeiterversicherung entsprechend verfahren war. Hieraus wird man indessen nicht immer den Gerichten einen Vorwurf machen können, ist doch nicht selten die Verkürzung der Rechte der Versicherten auf die unsachgemäße und ungeschickte Art der Wahrnehmung ihrer Rechte zurückzuführen; sei es, daß ihnen ein Sachwalter überhaupt fehlt und sie selbst nicht instande sind, ihre Sache in geeigneter Weise zu vertreten, sei es, daß Winkelkonsulenten und ähnliche unzuverlässige Elemente zumeist gegen hohe Gebühren, die Sache der Versicherten in einer ihren Interessen nur schädigenden Weise vertreten. Im Interesse einer sachgemäßen Durchführung der Arbeiterversicherungsgesetzgebung ist gerade die Vertretung der Versicherten vor den Schiedsgerichten und Oberversicherungsämtern sowohl wie vor dem Reichsversicherungsamt durch eine Stelle geboten, die sich im Geiste der Rechtspflege uneigennützig und unparteiisch an der Aufklärung des Sachverhalts, an der Vorbereitung der gerichtlichen Entscheidung beteiligt und den wohlbegründeten Rechten der Versicherten zum Siege zu verhelfen sucht. Diese Tätigkeit leisten im großen Umfange die gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftstellen. Die Beratung der Versicherten, die Wahrnehmung ihrer Rechte, nötigenfalls auch die Übernahme der Vertretung vor den Schiedsgerichten ist eine ihrer wichtigsten Aufgaben. In großer Zahl bearbeiten sie gerade Sachen der Arbeiterversicherungsgesetzgebung und leisten so eine erhebliche Mithilfe bei ihrer Durchführung. Der Verband der deutschen gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftstellen hat eine ständige Vertretung vor dem Reichsversicherungsamt eingerichtet, die kostenlos die persönliche Vertretung der Versicherten in allen von den Verbandsmitgliedern überwiesenen Fällen übernimmt. Aus solchen Bezirken, in denen gemeinnützige Rechtsauskunftstellen noch nicht bestehen, werden auch Vertretungen übernommen, die von den Versicherten selbst oder von den Gerichtsschreibereien der Amtsgerichte und Gewerbegerichte oder ähnlichen Stellen überwiesen werden.

Für die in Ungarn lebenden zahlreichen deutschen Lehrerinnen und Erzieherinnen ist jetzt ein Heim in Budapest eröffnet worden. Das Heim umfaßt sechzehn Zimmer und ist seit seiner Eröffnung ständig besetzt.

Ein sensationeller New Yorker Kriminalfall. Aus New York wird berichtet: Gouverneur Dix von New York begnadigte den Anwalt Albert Patrik, der wegen Ermordung des texanischen Millionärs Rice im September 1900 in New

York von den Geschworenen im April 1902 zum Tode verurteilt worden war. Der Fall beschäftigte jahrelang alle zuständigen Gerichte, bis 1906 der Gouverneur Higgins das Urteil in lebenslängliche Haft umwandelte. Patrik protestierte gegen seine Verurteilung und appellierte an den Gouverneur Hughes, dann an alle Nachfolger. Patriks Schwager Millike in St. Louis soll eine Million für Befreiungsversuche ausgegeben haben. Die Verurteilung erfolgte hauptsächlich auf die Angaben von Rices Kammerdiener Jones hin, der behauptete, Patrik hätte das Testament Rices gefälscht und Jones hätte dann den Millionär auf Patriks Veranlassung mit Chloroform getötet. Jones, der später verschwunden ist, soll gestanden haben, daß er einen falschen Eid geleistet habe. Der Fall wurde zum sensationellsten in der amerikanischen Kriminaljustiz. Patrik hat im Zuchthaus Sing Sing vielen Sträflingen mit seinen Rechtskenntnissen geholfen. Die ganze amerikanische Aerztwelt hat sich für den Fall interessiert, und 3000 New Yorker Aerzte haben seither erklärt, daß die in dem Prozeß aufgestellte Behauptung, die zur Einbalsamierung verwendete Flüssigkeit könne nicht in die Lungen eines Toten eindringen, sei falsch. Patrik verheiratete sich nach seiner Verurteilung im New Yorker Tombsgefängnis. Der Gouverneur wurde zu seinem Gnadenakt durch Hunderte von Briefen und ärztlichen Zeugnissen bewogen.

Mannigfaltiges.

Die moderne Frau Ostasiens. Die moderne „Republik China“ ist nicht in letzter Linie ein Werk der chinesischen Frau. Wie die japanische Schriftstellerin Adachi Kinnohuke in einem Aufsatz in der „American Review of Reviews“ ausführt, waren chinesische Frauen das treibende Moment für die Empörung Jungchinas. Im Kampfe für die Freiheit haben eine Reihe von Frauen ihr Leben lassen müssen. Bekannt wird vielleicht das tragische Ende einer der berühmtesten chinesischen Schauspielerinnen, Tehin-Tchilan, sein, die im März des Jahres 1911 auf dem Schaffott ihr Verlangen, dem chinesischen Volke die Freiheit vom Mandschuoch zu bringen, büßen mußte. Nur durch Betrügereien konnte sie beseitigt werden: man beschuldigte sie nämlich an, einen reichen Kaufmann, der ihr nahestand, ermordet zu haben, um dessen Geld für revolutionäre Zwecke verwenden zu können. Noch ein anderer Name, der der jungen Chinesin Tsiutsin, ist in den Annalen der chinesischen Freiheitsbewegung mit unauslöschlichen Lettern eingeschrieben. Als sie in Tokio studierte, hatte die moderne Kultur sie ergriffen; sie verwandte die reiche Erbschaft, die ihr der Vater vermacht hatte, im Dienste der revolutionären Partei. Auch sie hat unter dem Henkerbeile für die Vorbereitungen büßen müssen, durch die sie Jungchina den Weg zur Republik ebnete. Aber wohl die berühmteste Vorkämpferin für die junge Republik ist die Chinesin Su, die trotz ihrer 65 Jahre mit jugendlicher Begeisterung ihre in Tokio um sie versammelten Landsleute zum Kampfe gegen die Mandchus anzufeuern wußte; von der japanischen Hauptstadt aus überschwemmte sie ganz China mit Flugschriften. Sie verfügte über eine geradezu wundervolle Gabe der Redekunst, und nicht selten hat sie ihre Zuhörer und Hörerinnen zu Tränen gerührt, wenn sie ihnen ein Bild von der Tyrannei der Mandchus ausmalte. Nicht vergessen werden dürften übrigens auch die beiden Schwe-

stern Wu-Genan und Wu-Yanan, die anfangs von Tokio und später von London aus der revolutionären Bewegung wertvolle Dienste geleistet haben. Den mit chinesischen Verhältnissen Vertrauten wird diese rege Anteilnahme der Frau an der chinesischen Freiheitsbewegung so sagt Adachi Kinnohuke — keineswegs überraschen; denn die Frau wird durchwegs im himmlischen Reiche sehr hoch geschätzt. Zu wiederholten Malen ist China von Frauen regiert worden. Nach dem einstigen kaiserlichen Hausgesetz führte ja auch immer für einen noch minderjährigen Regenten die Kaisermutter die Regentschaft, wie es der Fall der Kaiserin Hu-Tse ja noch unlängst gezeigt hat. Ja ein japanischer Diplomat, der als einer der besten Kenner Chinas gilt, äußert sich in einem Buche über das himmlische Reich wie folgt: „In China ist das weibliche Geschlecht das stärkere. Selbst in den unteren Klassen ist die Frau die Lenkerin des Familiengeschicks.“ Das heißt auf gut deutsch: in China hat die Frau die Hosen an. In Japan treffen wir wieder ganz andere Verhältnisse. Dort litt jahrhundertlang, wie die Schriftstellerin ausführt, die Frau unter der Knechtschaft des Mannes. Bedrückt und verachtet, konnte die Japanerin auf die Entwicklung ihres Vaterlandes keinen Einfluß ausüben. In neuerer Zeit haben sich die Verhältnisse ja ein wenig gebessert. So hat z. B. die Frau Hagino Yosio-Ko den Frauen den Zutritt zum ärztlichen Berufe im Jahre 1884 erkämpft mit dem Erfolge, daß es heute 250 Ärztinnen in dem Lande der aufgehenden Sonne gibt. Die berühmteste Privatklinik in Tokio wird beispielsweise von einer Ärztin, von Frau Yosio-Ko geleitet. Im Lehrberufe sind die Frauen ebenfalls ziemlich stark vertreten. Von 2900 Lehrkräften in Tokio gehören 1100 dem weiblichen Geschlechte an.

Der anspruchsvolle Doppelgänger. In einem Bande, den Ernest Daudet kürzlich unter dem Titel „Die Chronik unserer Tage“ in Paris hat erscheinen lassen, weiß er unter allerhand Erinnerungen aus seinem langen und inhaltsreichen Leben sehr unterhaltend von einem Barbier zu erzählen, dessen Stolz und tragisches Schicksal zugleich es war, dem Kaiser Napoleon III. im Äußeren auf ein Haar zu gleichen. Er sah dem Kaiser, der damals auf der Höhe seiner Macht stand, so ähnlich, daß Villemessant, der Leiter des oppositionellen „Figaro“, als er des Mannes ansichtig wurde, in der ihm eigenen drastischen Art sagte: „Zum Verwechseln ähnlich! Um auf ihn zu schießen!“ Im übrigen war dieser Doppelgänger des Herrschers ein armer Teufel. Seine Ähnlichkeit mit dem Kaiser war so ziemlich sein einziges Gut und in seinem Kopfe hatte sich allmählich die eigentümliche Ansicht festgesetzt, daß ein Mann, dem die Natur die Züge des Souveräns verliehen, Anspruch auf Anerkennung und Versorgung durch den Staat habe. Einen Nebenverdienst verschaffte er sich, indem er einem Photographen in Generalsuniform mit Ordensband und Stern als Modell saß; das Bild fand als Porträt des Kaisers reißenden Absatz. Eines Tages vertraute der Mann, nun Ernest Daudet, dessen Nachbar er war, seinen brennenden Wunsch an, unter den berittenen Gardisten, die damals im Bois de Boulogne Ordnung und Sicherheit aufrecht hielten, Anstellung zu finden, und Ernest Daudet konnte ihm tatsächlich zur Erfüllung dieses Wunsches verhelfen. Nun war er selig. In der maleischen Tracht der kaiserlichen Garde, die hohe Bärenmütze auf dem Haupt, so tat er in der belebtesten und elegantesten Gegend von Paris Dienst, und mancher drehte sich verblüfft nach ihm um. Und dann der größte Augenblick seines Lebens. Er stellte sich in den Weg, als die Kaiserin Eugenie einmal

nachmittags ihre gewohnte Spazierfahrt durch das Bois unternahm. Auch sie war von seiner Aehnlichkeit überrascht und rief unwillkürlich aus: „Das ist ja Louis!“ Lachend rief sie ihn herbei, um ihn genauer zu betrachten, und lachend erzählte sie ihrem Gemahl bei Tisch von der seltsamen Begegnung. Nun wollte der Kaiser selbst seinen Doppelgänger in Augenschein nehmen und jener erhielt den Befehl, sich bei der nächsten Ausfahrt des Kaisers so aufzustellen, daß er gesehen werden mußte. Das geschah und am Abend überbrachte ihm ein Diener eine Kiste Zigarren als kaiserliches Geschenk. Jetzt aber war es um den Armen geschehen. So oft die Kaiserin ins Bois fuhr, tauchte er mit einem strahlenden, dummen Lächeln vor ihren Augen auf, bis der schönen Kaiserin diese Vision ihres Gemahls in Unteroffizierstracht dem doch gar zu albern schien und sie sich darüber beklagte. Erst wurde er gewissermaßen zur Strafe in eine entfernte Allee versetzt und als das auch nichts half, nahm man ihm sein Pferd und machte einen Fußgardisten aus ihm. Seitdem hörte man nichts mehr von dem Doppelgänger des Kaisers. Der ehrgeizige Barbier, dem seine Physiognomie eine „Carrière“ bahnte, aber auch die Unstetheit alles Glück zeigte, war verschollen.

Dienstbotenelend in aller Welt. Jede Hausfrau weiß von dem modernen Dienstbotenelend ihr Liedlein zu singen. Die Ansprüche der Dienstboten wachsen unaufhörlich und immer schwerer wird es dem bürgerlichen Haushalt, diesen Ansprüchen zu genügen. Die schönen Zeiten, da der Dienstbote sich als zur Familie gehörend betrachtete, sind geschwunden. Das persönliche Verhältnis zwischen Herr und Diener hat sich gelockert, hat immer mehr rein geschäftlichen Charakter angenommen, und bei dem Mangel an Dienstboten ist die Hausfrau hier der schwächere Teil und manches muß konzedieren, was unseren Müttern und Großmüttern absurd erschienen wäre. Es ist zwar nur ein schwacher Trost, im Unglück Leidensgefährten zu haben, aber ein Trost ist es immerhin doch. Die französischen Hausfrauen kämpfen mit derselben Not, und sie wird erklärlich, wenn man einen Blick in die Statistik tut. Noch vor vierzig Jahren zählte man in Frankreich 892.000 männliche und 1.311.000 weibliche Dienstboten; dreißig Jahre später waren diese Zahlen bereits auf 160.000 und auf 703.000 gesunken. Es liegt auf der Hand, daß bei diesem Mangel an Angebot und bei der stetig wachsenden Nachfrage die Ansprüche der wenigen Mädchen, die nicht von der Fabrik, vom Laden oder von der Schreibmaschine angelockt werden, ins Ungemessene wachsen. Und davon geben uns die Verhältnisse in England ein besonders eindringliches Bild, das in einem Aufsatz der Lectures pour tous entrollt wird. Seitdem sich dort die Dienstboten organisiert haben, haben die Hausfrauen immer mehr Konzessionen machen müssen. Forderungen auf einen oder zwei ganze freie Nachmittage in der Woche sind schon in der Regel und werden als Selbstverständlichkeit bewilligt, ganz abgesehen davon, daß der Sonntagnachmittag und abend „dienstfrei“ sein muß, so daß die Hausfrau an diesem Tage nur Gäste empfangen kann, wenn sie sich entschließt, selbst zu servieren und zu kochen. Und in Kanada verrichtet das Dienstmädchen am Sonntag überhaupt keine Hausarbeit und verläßt am frühen Vormittag elegant gekleidet die Stätte ihrer Arbeit. In Amerika verlangen die Dienstbotensyndikate für Stubenmädchen zweimal in der Woche das Recht, um 8 Uhr das Haus zu verlassen und erst um Mitternacht heimzukehren. Aber noch nicht genug: neuerdings habe die Organisation der Dienstboten verlangt und durchgesetzt, daß

auch an Montag-Vormittagen, an denen gewisse Warenhäuser große Ausverkäufe zu billigen Preisen veranstalten, die Dienstmädchen das Recht haben, auszugehen. Die Familie hat dann also zwei Tage lang überhaupt keine Bedienung, denn der Sonntagnachmittag und Abend ist frei, der Sonntag natürlich ganz und nun dazu noch der Montag-Vormittag. Immer mehr suchen die Amerikaner daher, die Dienstboten zu ersetzen; in Boston gibt es jetzt eine Teegesellschaft, die täglich Kaffee und Tee fertig in besonderen Apparaten liefert. Der Tee bleibt in diesen Kannen 24 Stunden lang heiß, und eine Gesellschaft läßt früh morgens durch einen Boten Kleider und Stiefel abholen, um sie eine Stunde später pünktlich wieder abzuliefern: gesäubert, gereinigt, gebürstet und neu gebügelt.

Was Locken großer Männer kosten. Glücklich der, der eine Locke vom Haupte einer Berühmtheit sein eigen nennt! Die heutige Welt wiegt sie doppelt und dreifach mit Gold auf. Napoleons Locken stehen in der Liste an erster Stelle. Aber im Laufe der Zeit sind sie sozusagen ein Börsenpapier geworden, das beständigen Schwankungen unterliegt. Brachte eine einzige Locke von des Kaisers Haupte ihrem glücklichen Besitzer 5000 Kronen, so konnte ein anderer für seine Napoleonlocke nur 60 Kronen erzielen. Ferner legen die Lockensammler großen Wert auf den Zeitpunkt, zu welchem die berühmte Locke geschnitten wurde. Eine Locke von dem zehnjährigen Nelson brachte auf einer Auktion nur 40 Kronen, während eine Locke von dem Haupte des unsterblichen Admirals 6300 Kronen vor einigen Monaten erzielte. Wellingtons Haar steht nicht allzu hoch im Preise. Für 20 Kronen konnte man eine seiner Locken kürzlich auf einer Auktion erstehen. Trotz der tadellosen „Aufmachung“ — sie wurde nämlich in einem Etui aus Marokkolleder auf der Auktion präsentiert — erzielte eine Locke von Sir Walter Scott nur 80 Kronen. Eine Locke seines Urgroßvaters wurde nur mit dreißig Schilling bewertet, trotzdem diese Locke von dem historischen Barte jenes Scott stammt, der nach der Vertreibung König Jakobs von Schottland geschworen hatte, seinen Bart nicht eher wieder scheeren zu lassen, bis auf dem schottischen Thron wieder der rechtmäßige Inhaber säße. Eine kürzlich unter dem Hammer gekommene Locke Bryons wurde für 270 Kronen zugeschlagen, trotzdem noch ein authentischer Brief von Bryons Schwester hinzugegeben wurde, der die Echtheit der Locke bewies.

In welchem Alter ist die Frau am schönsten? Darüber sind die Gelehrten noch nicht einig, in welchem Alter die Frau am schönsten sei, und solange muß man sich bei der Beantwortung dieser Frage, die namentlich für jede Frau von größter Bedeutung ist, an die Antworten halten, die berühmte Kenner der Frauenschönheiten geben. Der hochbetagte, über neunzig Jahre alte französische Landschaftsmaler Harpignies erklärt, die Jahre von 16 bis 20 seien die der größten Schönheit der Frau; sein Landsmann Gabriel Ferrier, ebenfalls Maler und außerdem Professor an der Schule der schönen Künste in Paris, meint etwas ausführlicher, noch Musset habe die Jahre von 19 bis 25 für die der größten Frauenschönheit erklärt, heute aber sei es anders und man finde Frauen zwischen 25 und 30, die auf dem Gipfel ihrer Schönheit angelangt seien. Ein dritter französischer Künstler endlich, der Bildhauer Boucher, setzt als Grenzzahre 16 und 30 an. Ein amerikanisches Blatt hat nun jüngst eine Rundfrage unter Amerikanern veranstaltet, um zu einem Endurteil zu kommen, allein die eingegangenen Antworten lassen kein solches Endurteil zu. Die angesehene amerikanische Schriftstellerin Ella Wheeler

Wilcox unterscheidet zwei Typen der Frauenschönheit. Einige Mädchen, so erklärt sie, sind mit 14 Jahren sehr hübsch, aber wenn sie älter werden, um die 16 herum, beginnt ihre Schönheit zu schwinden und sie haben bald darauf Alltagsgesichter. Umgekehrt gibt es Mädchen, deren Aussehen bis zum 16. Jahre nichts Ungewöhnliches zeigt, die aber von dieser Zeit an schöner und immer schöner werden, bis sie mit 25 Jahren oder später zu aufgeblühten Schönheiten geworden sind. Liebe und Mutterschaft spielen bei der Entwicklung der Schönheit nach Ansicht der Frau Wilcox eine große Rolle. Schließlich entscheidet sie sich dafür, daß die Frau „mit 28 Jahren das ideale Schönheitsalter“ habe. Der amerikanische Bildhauer Borglum meint, die höchste Schönheit der Frau werde nicht in einem bestimmten Alter erreicht, um alsbald wieder nachzulassen, sondern sie erstrecke sich über eine ganze Reihe von Jahren und laufe parallel mit der Zeit der Mutterschaft. Als Anfang setzt er dabei das 18. Jahr fest, und das Ende fällt mit dem Beginn der vierziger Jahre zusammen. Ein anderer amerikanischer Künstler, der Zeichner Harrison Fisher, unterscheidet, ähnlich wie Frau Wilcox, zwei Typen, nämlich den Mädchentypus, den er als „Schulmädchentypus“ bezeichnet, und den eigentlichen Frauentypus. Das Alter, das er für die eigentliche Frauenschönheit aussetzt, liegt dem, das Frau Wilcox gewählt hat, auffällig nahe. Fisher bezeichnet nämlich das 29. Lebensjahr als das der größten Schönheit. Er schränkt jedoch die Schärfe dieses Urteilspruches durch den Zusatz ein, von dem Tage verlasse die Schönheit einer Frau, wo man ihr ansehen kann, wie alt sie ist. Die interessanteste Antwort stammt von Lilian Russell, einer der bekanntesten amerikanischen Schönheiten, die das 50. Lebensjahr schon überschritten hat, aber trotzdem noch als hervorragende Schönheit gilt. Ihre Antwort besteht gewissermaßen aus einem theoretischen und einem praktischen Teil. Theoretisch meint sie, die Frau erreiche mit 35 Jahren, zur Zeit der vollsten körperlichen Reife, die größte Schönheit, und zum Beweise hierfür nennt sie die Venus von Medici, die sie (unbekümmert darum, daß als Modell doch wohl eine Südländerin gedient hat) als 35jährig einschätzt. Praktisch jedoch ist sie der Ansicht, die größte Schönheit einer Frau sei mit 35 Jahren erreicht und dauere so lange, wie sie diese Schönheit richtig pflegt. Sie selbst liefert hierfür den lebenden Beweis.

Der Mann von vierzig — der vollkommene Liebhaber. Das Männerideal der Engländerin von heute ist nicht der Jüngling zwischen 20 und 30, sondern der gereifte Mann von 40 oder mehr Jahren. Dies ist das Urteil, zu dem Frau York Miller, eine angesehene Schriftstellerin, aus eigener Erfahrung gekommen ist. Was sie aus eigenem Erleben weiß, haben ihre viele Geschlechtsgenossinnen, die sie darum gefragt hat, bestätigt, und die Gründe, die andere hierfür anführten, weichen von ihren eigenen nur wenig ab. „Es macht nichts aus“, sagt Frau Miller, „wenn sein (des Liebhabers) Haar schon graue Fäden enthält und wenn er feste Gewohnheiten hat. Er ist trotzdem anziehender als der Jüngling von zwanzig oder der selbstzufriedene Mann von Dreißig. Er ist ein nachdenklicher, überlegender, dabei entschlossener Mann, und vor allem: er kennt seinen eigenen Wert.“ Die weiteren Vorzüge des Mannes von Vierzig als Liebhaber, der zum Gatten in Aussicht genommen ist, stellt die Engländerin folgendermaßen zusammen: er weiß gut zu reden. Er hat gewöhnlich reiche Erfahrung im Leben und weiß, was er sagen soll und was seine Gesprächspartner interessiert. Der junge Mann dagegen geht

gewöhnlich in sich selbst auf. Bei Frauen erweckt er den Eindruck, als erwiese er ihnen durch seine Gegenwart eine Vergünstigung. Der Junggeselle von Vierzig ist darüber längst hinaus. Er läßt eine Frau stets fühlen, daß es ihm ein Vergnügen ist, mit ihr zusammen zu sein. Er tut alles, um ihr zu gefallen und läßt keine gesellschaftliche Höflichkeit außer acht, wie es junge Männer tun. Vor allem aber ist er ein guter Kamerad. Es ist selten launenhaft oder niedergeschlagen, und ist als Liebhaber ein Mann, auf den eine Frau sich verlassen kann. Das Wichtigste aber ist, daß er sich wirklich gibt, wie er ist. Wenn man ihn heiratet, bleibt er der, der er war, im Gegensatz zu jungen Männern, die sich als ganz andere entpuppen, wenn die Zeit der ersten Liebe verfliegen ist. Soweit die Auseinandersetzungen der englischen Schriftstellerin, die, namentlich für englische Verhältnisse, viel Wahres enthalten. Andere Frauen haben hierzu noch etwas hinzugefügt. Ein junges Mädchen von Zwanzig erklärt z. B.: „Ich liebe den Mann mittleren Alters, weil er mich fühlen läßt, daß ich etwas bin. Solche Männer sagen immer angenehme Dinge. Sie sehen, wie man gekleidet ist, während junge Männer für Spitzen und Bänder keine Augen haben.“

Geistesgegenwart einer Frau. Ein Engländer, der durch Ceylon reiste, war dort in Trinkomalee der Gast eines mittleren Regierungsbeamten. Er erzählt nun über ein seltenes Beispiel von Geistesgegenwart folgendes: „Das Essen war ausgezeichnet. Aber es war erst halb beendet, als ich hörte, wie die Wirtin mit leiser Stimme der Dienerin den Auftrag gab, einen Krg mit Milch auf das Hirschfell in der Nähe des Stuhles zu stellen. Obgleich sie sehr leise und ohne die geringste Aufregung sprach, wußte ich genau, daß sich eine Schlange im Zimmaufhalten müsse, die durch die Milch angelockt werden sollte, da Schlangen Milch über alles lieben. Da wir wußten, daß die geringste hastige Bewegung uns den Tod bringen könne, saßen wir alle regungslos. Ich aber ließ meine Blicke im Zimmer umherschweifen. Kaum war die Milch auf das Fell gestellt worden, als ich bemerkte, wie eine riesige Cobra sich von den Füßen der Wirtin löste und auf die Milch zukroch, wo sie sofort getötet wurde. Als das Ungeheuer tot am Boden lag, fiel die Wirtin in Ohnmacht, aber wir alle, die wir bei der Tafel saßen, bewunderten die Geistesgegenwart der Dame, im Augenblick höchster Gefahr vollkommen regungslos zu verharren.“

Tolstoi als Bräutigam. Bevor Tolstoi die Gräfin Sophie heimführte, war er mit einer jungen adeligen Dame namens Valerie Arseniew verlobt. Tolstoi war seiner Braut von ganzem Herzen zugehen. Aber bei ihren grundverschiedenen Charakteren stiegen ihm Bedenken auf, ob sie zueinander ins Ehejoch paßten. Aus den Briefen Tolstois an sie, die die „Revue Blue“ kürzlich veröffentlichte, spricht immer der Versuch, dem jungen, lebenslustigen, eifrig umschwärmten und wohl auch etwas koketten Mädchen eine ernstere Lebensauffassung beizubringen. So malt er seiner Braut in einem Briefe zwei Bilder von dem künftigen ehelichen Leben. Die Khrapovitsky — unter diesem Namen führt er das junge Ehepaar ein — können mit 3800 Rubel jährlicher Rente fünf Monate in Petersburg und sieben Monate auf dem Lande leben. In der Stadt werden sie im fünften Stockwerk wohnen, sich von der großen Welt fernhalten und einen eigenen Freundeskreis um sich bilden. Auf dem Lande wollen sie unter ihren Bauern leben, an ihrem Glücke arbeiten und ihr Los ein wenig erleichtern. Beide Ehegatten werden sich von Herzen lieben, werden stets einig und damit auch glücklich sein, und auch die

Langweile, die sich einschleppen mag, überwinden. Die Khrapovitsky können aber auch in Petersburg eine „Bel-Etage“ mieten rauschende Feste geben, zahlreiche Dienerschaft haben und sich vor den Gläubigern verbergen; sie können ihre Leibeigenen schinden, alles aus ihnen herauspressen. Die gnädige Frau wird kokett, der Herr Khrapovitsky Spieler sein. Sie werden sich ruinieren und zu guter Letzt sich selber hassen. Fräulein Valerie soll zwischen diesen beiden Lebensweisen wählen, und um die Geliebte einer Prüfung zu unterziehen, überläßt Tolstoi sie zwei Monate lang ganz sich selbst. Sie hat die Prüfungszeit nicht bestanden; Tolstoi erfuhr, daß sie mit einem Musikprofessor tändelte. Er zog sich zurück; denn er hatte erkannt, daß sie nicht zueinander paßten, und es nicht die wahre Liebe gewesen war, die ihn zu Valerie hingezogen hatte. Ohne Groll schied er von ihr und wünschte ihr zum Schlusse in herzlichen Worten „einen guten und braven Mann“.

Die größten Brotesser der Welt. Auf Grund der Statistik macht eine französische Zeitschrift interessante Angaben über die Rolle, die das Brot in der Ernährung der verschiedenen Nationen spielt, und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die größten Brotesser die Dänen sind. Denn in Dänemark entfällt auf den Kopf der Bevölkerung jährlich ein Brotverbrauch von nicht weniger als 287 Kilogramm. An zweiter Stelle stehen die Belgier, die für den Kopf der Bevölkerung einen Brotverbrauch von 274 Kilogramm im Jahre aufweisen. Es folgen dann der Franzose mit 234 Kilogramm, der Schweizer 212, der Deutsche mit 209, der Spanier und der Oesterreicher mit je 195, der Russe mit 173, und der Italiener mit 125 Kilogramm. Am wenigsten Brot ißt der Portugiese, denn in seiner Heimat entfallen auf den Kopf der Bevölkerung nur 102 Kilogramm im Jahre.

Wie der Zarewitsch erzogen wird. An die widerspruchsvollen Nachrichten von der Krankheit des Zarensohnes anknüpfend, macht der „Figaro“ einige Angaben über die Art und Weise, in der das Leben und die Erziehung des Zarewitsch geregelt ist. Wie bei den kleinen Großfürstinnen hat auch bei dem jetzt achteinhalb Jahre alten Großfürsten Alexis Nikolajewitsch die Zarin selbst das Erziehungsprogramm aufgestellt, hat die Stunden der Tagesarbeit geregelt und sprach auch bei der Auswahl der Erzieher das entscheidende Wort. Der frühere Sprachlehrer am Petersburger Pagenkorps Geheimer Rat Petrow leitet den allgemeinen Unterricht. In den Geist der französischen Sprache wird das Kind durch den früheren Erzieher des Großfürsten Sergius von Leuchtenberg, M. Gilliard, eingeführt. Die religiöse Erziehung des künftigen Beherrschers aller Reußen liegt in den Händen des Erzpriesters Wassiljew. Den englischen Unterricht aber hat sich die Mutter selbst vorbehalten. Wohin der Zarewitsch auch reist, immer ist er von allen seinen Lehrern begleitet, sie bilden gleichsam sein pädagogisches Gefolge. Denn der Unterricht wird auch auf Reisen und im Sommeraufenthalt nicht ausgesetzt; nur der Juni und der Juli, die Zeit der größten Hitze, sind wirkliche Ferienmonate; in den übrigen Tagen des Jahres aber hat der kleine Großfürst, von den Sonntagen abgesehen, unbarmherzig Tag für Tag sein Pensum zu leisten. Die Arbeitssumme, die den Lehrern zufällt, ist dafür auch nicht allzu hoch bemessen. Nach dem von der Zarin ausgearbeiteten Stundenplan darf ihr Sohn täglich höchstens drei Lehrstunden haben. Erst für spätere Jahre ist eine Erweiterung des Stundenplanes vorgesehen. Der Unterricht beginnt täglich um 9 Uhr vormittags. Ueber die Art, in der der kleine

Zarensohn sich mit seinen Schularbeiten abfindet, sind naturgemäß genauere Einzelheiten nicht zu erfahren gewesen; man weiß nur, daß der Knabe besonders an den Vorlesestunden große Freude hat und auch im Geschichtsunterricht, der sich einstweilen natürlich im wesentlichen auf russische Heldenlegenden beschränkt, viel Interesse zeigt. Die körperliche Ausbildung seines Sohnes soll der Zar selbst leiten, obgleich der Kaiser bekanntlich persönlich für Sport und Turnen nicht allzu viel Sinn hat. Aber er legt großen Wert darauf, daß sein einziger Sohn beizeiten abgehärtet werde und daß er täglich, auch in den Wintermonaten, genügend in frischer freier Luft verbringt. Erziehung, die einstweilen darin besteht, daß der kleine Großfürst gemeinsam mit gleichaltrigen Kindern der Hofbeamten exerziert und soldatisch gedrillt wird. Wenn er dann einmal selbst kommandieren darf, ist die Freude groß und die Augen strahlen.

Hundertjährige über die Kunst, alt zu werden. Gegenüber den vielen Theoretikern, die die verschiedensten Anweisungen geben, wie man sein Leben verlängert, läßt ein Aufsatz in „Chamber's Journal“ einmal solche Leute zu Worte kommen, die von Säurenmilchkuren, Gymnastik usw. nichts wissen, aber durch ihr hohes Alter beweisen, daß sie die Kunst, alt zu werden, beherrschen. Es handelt sich um vierundzwanzig Hundertjährige in den Vereinigten Staaten — darunter achtzehn Frauen — die nach ihrer Ansicht über die Langlebigkeit gefragt worden sind. Eine Leberhundertjährige aus Maine sagt: „Man wird hundert Jahre, wenn man ein einfaches Leben führt und keine Arzneien nimmt.“ Unter Arzneien sind hier wahrscheinlich die Patentmedizinen gemeint, die dutzendweise in den Zeitungen der Union angepriesen werden. Ein hundertjähriger Greis aus New-Hampshire faßt seine Ansicht in die Worte zusammen: „Keinen Tabak und keine Arznei.“ Frau Anna Betts aus Long Island, die dritte der befragten Hundertjährigen, hat die etwas merkwürdige Antwort gegeben: „man müsse ein paarmal am Tage Burgunderwein trinken, um alt zu werden.“ Die hundertjährige Frau Nelly Ryan aus New-Jersey dagegen sieht das Geheimnis des Altwerdens in häufigen Seereisen. Unter den weiteren Antworten der Hundertjährigen verdienen ein paar hervorgehoben zu werden, z. B. „Viel arbeiten, gut essen und frische Luft atmen“, oder „im Freien leben“, oder „fröhlich sein, regelmäßig leben und früh aufstehen“, ferner „früh aufstehen und zeitig schlafen gehen“ und schließlich „von Milch, Butter und Kartoffeln leben“. Zwei der befragten Hundertjährigen, übrigens beide Männer, erklären, durch Befolgung ihres Grundsatzes „sich nie aufregen“ ein hohes Alter erreicht zu haben, eines Grundsatzes, der immerhin einiges Wahre enthält. Ueber die 24 Hundertjährigen ist etwas hinzuzufügen, was ihre Antworten nicht enthalten: alle 24 waren verheiratet. Das Verheiratetsein muß offenbar mit dem langen Leben in Beziehung stehen. Zu den Lebensregeln der Hundertjährigen ist also die hinzuzufügen: „Verheirate dich!“ Auch über die Berufe, aus denen die Hundertjährigen stammen, macht die englische Zeitschrift Angaben. Es ist wohl kein Zufall, daß alle 24 aus Bauerfamilien stammen. Es sind fast alle Leute mit beschränkten Mitteln, auch ihre Bildung ist recht gering. Sie wissen bestimmt nichts von den Regeln der Hygiene und haben nie daran gedacht, vor dem neuesten Modebazillus die Flucht zu ergreifen. Alt geworden sind sie aber dennoch.

Feuilleton.

Willst du Richter sein?

Roman von Maximilian Böttcher.

(3. Fortsetzung.)

Wie völlig erschöpft hielt Jörg Reinhardt inne, stand ein Weilchen mit geschlossenen Augen, mit röchelnd atmender Brust, und ließ sich dann schwer in den Stuhl vor seinem Schreibtische fallen.

Warum fürchtest du dich? höhnte die Frau. „Wer ein gutes Gewissen hat, der braucht sich nicht zu fürchten!“

„Und nun war doch alles umsonst . . . umsonst alles Aengstigen und Versteckspielen,“ murmelte der Mann tonlos, den Kopf in die Hand stützend; „nun hat das Schicksal doch seinen Weg genommen, wie es immer seinen Weg nimmt, gerade auf uns zu — wir mögen uns noch so viel Mühe geben, ihm zu entschlüpfen.“ Und dann wieder, wie mit einem letzten Zusammenraffen aller Kraft und aller Empörung; die in ihm war, laut und heftig dem immer noch verstört und haltlos dastehenden Gottfried gerade ins Gesicht: „Aber nein . . . das kannst Du ja nicht glauben, diese Tollheit . . . diese Ausgeburt einer im ewigen Fieber rasenden Phantasie. Dazu kennst Du mich doch zu gut. Und wenn wirklich die Wahnsinnige da mehr Gewalt über Deine arme, zerrissene Seele hat, als alle Güte und Liebe, die ich Dir im Leben erwiesen, all Deine gesunde und vernünftige Ueberlegung . . . wenn Du's für möglich hältst, ich . . . ich könnte Dich belogen und betrogen haben . . . ich selbst könnte, wie die da sagt . . . Aber nein, ich bring's ja gar nicht über die Lippen . . . nein . . . das kriegst Du gewiß nicht fertig und traust Deiner Mutter zu, sie hätte ihren Sohn ins Zuchthaus gehen lassen, ihren eigenen, einzigen Sohn, um den anderen, den richtigen . . . ihren . . . mich . . . hahaha . . . zu beschützen.“ Und indem er sich stöhnend mit den Händen ins Haar griff: „Was red' ich denn? Was red' ich denn? Wirklich, Wahnsinn steckt an, und ich werde auch noch wahnsinnig bei diesem Leben, das ich führe.“

„Ja, ja, reden kann er,“ setzte nun wieder die Kranke mit ihrem höhnischen Gelächter ein und hielt Gottfried, der ein paar unsichere Schritte auf den Onkel zu getan hatte, am Ärmel fest. „Aber glaub' ihm nicht, mein Junge, glaub' ihm nicht! Der ist ja so schlecht . . . so schlecht! Der hat mir ja schon damals, als Du noch bei uns warst, den Tod gewünscht . . . tausendmal!“

Da rang sich in Gottfrieds Brust wieder der reine Menschenglaube durch alle schmutzigen Zweifel hindurch; und emsig am Werk waren in ihm wieder sein tiefes Verstehen, sein abgründiges Mitleid.

„Tante, das darfst Du doch nicht sagen,“ antwortete er, nahm der Unglücklichen gelbe, abgezehrte Hand und streichelte sie. „Das hat doch Onkel nicht um Dich verdient, wahrhaftig nicht. Das weiß ich doch nun besser, wie gut er immer zu Dir war, wie er Dich gehegt und gepflegt hat Tag und Nacht. Das hab' ich doch nun mit eigenen Augen gesehen, wie er sich härmte und grämte, wie viel Zeit und Geld er geopfert hat, um Dir zu helfen, wie er gewiß seinen letzten Groschen, den letzten Stein von seinem Hause, hingegeben hätte, hätt' er Dich damit gesund machen können. Nein, auf solche Irrwege darfst Du Deinen kranken Nerven nicht folgen. Und wenn Onkel nun heute wirklich ein paar Worte gegen Dich ausgestoßen hat, so darfst Du ihm auch darum nicht böse sein . . . Du hast ihm . . . ja, das weiß ich . . . Du hast ihn doch gar zu sehr gequält

Casa de Saude

(Unterabteilung des Instituto Paulista)

Behandlung von Geistes- und Nervenkrankheiten, Alkoholismus, Morphinumsucht, Keksomanie, Hysterie, Epilepsie, Neurasthenie usw. Hydrotherapie, Douche, Elektrizität usw.

Direktor: Dr. E. Vampré, ehemaliger Assistent der Irrenanstalt in Juquary

Avenida Paulista N. 49-A (Privatstrasse) :: S. Paulo

Postfach 947 :: Telephon 2243

in all den langen Jahren, die Du nun schon krank bist, Du Arme!“

„Hat er Dich richtig wieder breit geschlagen mit seinen schönen Worten? Haha! Er muß ja schlecht sein . . . muß ja schlecht sein,“ keuchte die Frau. „Wovon wär' sonst der Fritz so ein Mensch geworden, so ein Mißbratener? Der bei all dem faulen Leben das er führt, kaum einmal in der Woche den Weg zu seiner kranken Mutter findet? Und wenn er sich wirklich mal sehen läßt, hat er's wie Feuer unter den Sohlen . . . Keine Ruhe, keinen Halt! Nur wieder weg, als ob das böse Gewissen hinter ihm drein wäre. Wovon ist er denn so einer geworden . . . so ein Lump? Meine Eltern waren gute Menschen . . . und ich . . . ich hab' Vater und Mutter allezeit lieber gehabt als mich selber. Von einem muß er sie doch geerbt haben, all seine Schlechtigkeit. Aber das ist so der Lauf . . . wenn einer mit seinem Glauben zerfällt, wenn einer sich abwendet von seinem Gott. . . . dann wendet sich sein Gott auch von ihm ab. Und selbst sein Kind wird eine Beute des Teufels.“

Und plötzlich begann sie zu schluchzen und zu schreien, glitt auf den Boden nieder und wand sich in hysterischen Zuckungen und Krämpfen.

Ehe sich Gottfried aber noch zu ihr niederbeugen konnte, war Jörg Reinhardt herzugesprungen, hatte die Leidende mit starken Armen aufgehoben und wie ein Kind auf das Sofa gebettet.

„Geh, Gottfried!“ befahl er in hartem Ton.

„Onkel!“

Gottfried streckte dem unglücklichen Manne mit einem Blicke der Abbitte die Hand hin; der aber schien das nicht zu sehen, kniete bei seinem Weibe nieder, streichelte das tränenüberströmte Antlitz, murmelte sanfte, begütigende, zärtliche Worte. Und Gottfried sah noch, wie die Kranke mit ihren zitternden, abgezehrten Händen den Gatten fest zu sich heranzog, ihr Gesicht in Scham, Verzweiflung, Hoffnung und Liebe an der breiten Brust dessen barg, den sie noch eben in sinnlosem Haß geschmählt und begehrt hatte. Und während Gottfried leise seinen Hut nahm und auf den Zehen aus dem Zimmer schlich, war es ihm, als stände eine grauverhüllte Gestalt mit blassen, alten, steinharten Zügen neben ihm: das Leid der Menschheit und rührte mit eiskalter Hand an sein Herz.

VII.

Die grauenhafte Krankheit, aus der kein Arzt klug werden kann: dieses langsame, furchtbar langsame Ermatten und Erschlaffen, Lahmwerden und Stocken aller Körperfunktionen. Dieses jahre- und jahrzehntelange dem sicheren Tode Insaugesehen, dieses Sterbenmüssen und doch nicht Sterbenwollen, doch nicht Sterbenkönnen hat die unglückliche Frau dem Wahnsinn nahegebracht! . . . Und was in ihrem zermürbten Hirn noch übrig geblieben ist an Fähigkeit zu vernünftiger Ueberlegung, das hat ihr die Eifersucht ausgesogen, dieser höllische Vampyr, der ihr tagaus,

tagein die Seele zerfleischt mit reißenden Raubtierkrallen!

Eine sinnlose, eine haltlose Eifersucht! Eine durch nichts begründete, in nichts berechnete Eifersucht!

Tausendmal sagte sich's Gottfried, tausendmal gegenwärtigte er sich im Geiste die peinlichen Szenen, deren Zeuge er vor Jahren im Hause des Doktorbauers geworden . . . jene eine Szene besonders, in der die unselige Frau dem sich für eine Reise nach Berlin rüstenden Gatten Hut und Stock, Schlips und Kragen buchstäblich vom Leibe gerissen, weil ihrer immer sprunghaft auf der Lauer liegenden Raserei diese Reise als nicht notwendig erschienen war, weil sie irgend ein heimlich abgekartetes Stelldichein mit irgend einem ihr unbekannten Weibe dahinter geargwöhnt hatte.

Tausendmal sagte sich Gottfried, daß es auf der ganzen Welt keinen Mann gab, der in Gesinnung, Worten und Werken reiner und durchsichtiger hätte sein können, als Onkel Jörg es war. Denn gab es größere Reinheit, größere Ehrlichkeit, als die, die ihn einst getrieben, seinen ihm ans Herz gewachsenen Beruf aufzugeben, weil sich in seiner Stellungnahme zu den Aufklärungslehren Darwins und Haeckels zwischen ihm und seinen Vorgesetzten gewisse, nicht einmal unüberbrückbare Gegensätze ergeben hatten? „Ich kann vor meinem Gewissen keine Kompromisse schließen,“ hatte er damals — wie Gottfried aus dem Munde der Tante erfahren — dem Schuhrat geantwortet. „Meine innere Ueberzeugung weicht nun einmal ab von jener Ueberzeugung, die ich nach den mir gewordenen Dienstvorschriften meinen Schülern gegenüber vertreten soll. Und erscheint mir schon die Lüge des alltäglichen Lebens verabscheuungswürdig, so muß mir die auf dem Katheder ausgesprochene natürlich als ein ganz ungeheurer Frevel gelten!“

Ein Mann, der so hatte sprechen, so hatte handeln können, sollte es fertiggebracht haben . . . ? Nein, es war Sünde und Verrat an diesem Manne, solchen Gedanken auszudenken. Und Gottfried dachte den furchtbaren Gedanken, daß der Doktorbauer seinen Stiefvater erschlagen, und daß seine Mutter ihre Kenntnis davon zu seinem, des eigenen Sohnes Unglück verheimlicht haben könnte, auch nie zu Ende. Nur wurde er doch nie das dumpfe und unklare Empfinden los — wie ein trüber Bodensatz in einem reinen Glase haftete es tief am Grunde seines Herzens —, daß die Rechnung trotz des Eindruckes der Richtigkeit, den sie machte, dennoch nicht stimmte.

Du bist ein Narr! schalt er sich aus. Bist krank wie die unglückliche Frau da drüben, die sich und ihrem Gatten das Haus zur Hölle macht! Man hat dich selbst mit einem schmählischen Verdacht geschändet, man hat dich fünf Jahre eingesperrt gehalten zwischen Hunderten und Tausenden, die als der Auswurf der Menschheit gelten. Du hast so viel Niedrigkeit und Gemeinheit gesehen, daß der Eindruck davon, alle anderen Bilder des Lebens trübend, auf deiner Netzhaut unverwischbar haften bleiben mußte. Die Unreinheit, die dich gestreift hat, das Gefühl, die ganze Welt sei ein Läst und Tücke brütendes Otternest, ist durch alle Poren deiner Haut in dein tiefstes Inneres eingedrungen, hat dich infiziert wie eine ansteckende Seuche. Vielleicht hast du auch zu viel gelesen und vieles von dem Gelesenen falsch verstanden. So Goethes Behauptung, daß in jedem Menschen ein angehender Verbrecher stecke, und das Wort des Talmud, daß nur die Gefühllosen gegen schwere Schuld gefeit wären. „Schlag' dir mit der Faust vor den Kopf, wenn er sich darin regen will, der abscheuliche, fluchwürdige Verdacht gegen deine beiden nächsten und liebsten Menschen! Springe wie du gehst und

stehst, in den See und kühl' ihn dir gründlich, seinen fiebernden Schädel!“

Doch, ob er sich auch vor den Kopf schlug, ob er auch, wenn der furchtbare Zweifel ihn anfiel, wo er gerade ging und stand, mit jähen und wilden Bewegungen zu arbeiten anfang, daß der Schweiß ihm in Strömen über das rote Gesicht lief, und daß die Leute dachten, den Bauern muß wohl wirklich das böse Gewissen reiten! — er bekam den Argwohn nicht los. Der schlimme Gast war da, saß wie ein Wurm im Holz, tickte und fraß.

Vier oder fünf Tage nach dem verhängnisvollen Besuch bei dem Onkel geschah es, daß Gottfried bei der Mittagsmahlzeit plötzlich mit dem Essen aufhörte, Gabel und Messer auf das Tischtuch sinken ließ und seinen Blick eindringlich forschend in das madonnenhaft ruhige Antlitz der Mutter bohrte, bis diese in besorgtem Erschrecken fragte:

„Ja, Friedel, träumst Du mit wachen Augen oder warum siehst Du mich eigentlich so wunderbar an?“

Da riß er sich zusammen, stotterte etwas von „Wirtschaftssorgen“, zwang sich, noch ein paar Bissen hinunterzuwürgen, lief dann hinaus durch den Hof und Garten und warf sich im Schatten der Weißbuchecke ins Gras. Und fing von neuem an zu grübeln; aber nicht mehr ängstlich und scheu um die Sache herum, wie er's bisher stets getan. Sondern nun zum erstenmal beherzt und mutig auf den Kern los.

Also, daß der Onkel die Mutter gern gehabt hatte, damals, als das Schreckliche geschah, war möglich, war sogar wahrscheinlich. Durfte man's ihm etwa zur Sünde anrechnen, wenn der in der Blüte seines Lebens an eine zänkische, durch ihr Siechtum bis zur Widerwärtigkeit entstellte Frau Geschmiedete nicht blind geblieben war für die Schönheit seiner Schwägerin, nach der alle Männer die Hälse reckten? . . . Wie hatte er, als der Architekt Strohschein anfang, sich mit sichtlichem Erfolg um die junge und reiche Witwe zu bemühen, alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das Zustandekommen dieser neuen Ehe zu verhindern! Warum? . . . Er ahnt so gut, wie alle anderen es ahnen, daß die Verbindung mit diesem Spiegelfechter zu ihrem Unglück ausschlagen muß . . . Er will verhüten, daß die Scholle, die seines kernfesten Bruders reine und fleißige Hand geweiht, von einem Tagedieb und Lumpen besudelt wird . . . Er will mir und Elsbeth die Mutter erhalten! hatte Gottfried damals gedacht. Und heute? . . . Gewiß, das alles mochte als Bewegungsmittel mitgewirkt haben; aber der Hauptantrieb zu seinem zähen Widerstand war vielleicht doch gewesen, daß er, selbst gebunden, die Frau, nach der er sich in Sehnsucht verzehrte, keinem anderen Manne hatte lassen wollen . . . Keinem, auch dem besten nicht! Und mit welchem Eifer hatte er sich auch weiterhin, als die schlimme Heirat wirklich zustande gekommen war, seiner Schwägerin angenommen, wie hatte er die für ihren Leichtsinns hart Gestrafte mit starker Hand vor den Beleidigungen und Roheiten des immer tiefer und tiefer sinkenden zweiten Gatten zu schützen gewußt! Und wenn es nun wirklich geschehen war, daß er die seit Jahren geliebte Frau von dem verhassten Verderber befreit hatte . . . nicht vorsätzlich und mit kalter Ueberlegung . . . gewiß nicht, sondern in einer Stunde, da irgend ein Zufall die Glut in seiner Brust über ihm hatte zusammenschlagen lassen in wildroten Flammen? . . . Hatte er nicht neulich selbst gesagt: „Zu solcher Tat des Jähzornes kann einer, der Blut in den Adern hat, kommen — er weiß nicht wie!“?

Ja, in dieser Rechnung war alles schlüssig; in dieser Kette fehlte kein Glied! Nur das eine allen-

falls, daß der Doktorbauer, der Starke, Reine, nicht der Mann war, einen anderen ausbaden zu lassen. wessen er selbst schuldig geworden . . .

Und die Mutter?

Damals, als sie gegen den Widerspruch ihrer ganzen Umwelt den Architekten geheiratet hatte, konnte sie die Neigung des Schwagers natürlich noch nicht erwidert haben. Noch nicht! Aber später, als sie eingesehen, daß das Leben sie zum zweitenmal an den Falschen hatte kommen lassen, als sie eingesehen, daß Jörg Reinhardt, der trotz seiner hoffnungslosen Liebe immer gut und groß und edel gegen sie gehandelt, wohl der Richtige für sie gewesen wäre? . . . War es ihm nicht gleich aufgefallen am Morgen nach seiner Rückkehr, als er zum erstenmal wieder mit seiner Mutter durch den heimathlichen Garten gegangen war, daß sie, die sonst so Gelassene, Kalte, in merkwürdig starker Erregung davon gesprochen hatte, daß Georg Reinhardt an seiner Frau wie an einer schweren Krankheit litt? . . . „Denk' doch, wie alt er geworden ist . . . wie er aussieht, er, der früher dagestanden hat wie ein . . . ich weiß nicht, wie schön und stolz ich sagen soll! Man darf ja keinem Menschen den Tod wünschen. Aber Jörg Reinhardt . . . aufleben würde er noch 'mal, wenn der Himmel ihn von dieser Frau erlöste!“

Ja, so . . . so ähnlich hatte sie gesprochen.

Gottfried schnellte empor, sah sich mit unstetem Blick um, gewahrte wie durch Schleier, gleich etwas Unwirklichem, daß eben der alte Hannes mit seinen Gäulen, ein paar Frauen hinter sich auf dem hüpfenden Erntewagen, in voller Fahrt auf den Hafer Schlag gepreßt kam, die ersten Stiegen einzufahren. Und da jagte ja auch der rote Alwin mit dem zweiten Gespann hinterher. Richtig . . . von Westen zog eine schwarze Wand herauf . . . es gab wohl noch ein Gewitter, ehe die Vesperstunde schlug. Die Arbeit, die Arbeit! Sie rief, rief nach ihm: Komm, komm! Und er saß hier und grübelte, wurde noch verrückt vor lauter Grübeln und Grübeln.

Die Mutter! Die Mutter!

Mit der Hand grüß er sich in das blonde Haar, als wollte er sich gleich die ganze Kopfhaut herunterreißen.

Die Mutter! . . . Wahnsinn! Das war ja nicht möglich! Die Mutter! . . .

Wie hatte sich denn das gleich zugetragen in jener Pfingstnacht?

Mißmutig war er aus der „Krone“ nach Hause gekommen, in das stille, leere Haus, in dem kein Lebendiger gewesen außer der Mutter, hatte den Erschlagenen auf dem Flur gefunden und war schließlich in seine Stube hinaufgegangen, seine blutbesudelten Hände, seinen blutbesudelten Waffenrock zu reinigen, weil er gefürchtet, der Verdacht der Täterschaft könnte sich an ihm hängen. In der zwölften Stunde etwa hatte die Mutter an seine Tür geklopft, gefragt, ob er schon da wäre und weshalb er die Schwester nicht mit heimgebracht hätte, und war dann mit einem zärtlichen „Gute Nacht, mein lieber Junge“ wieder in ihr eigenes Zimmer gegangen.

Das alles wußte er noch ganz genau; als wäre es erst gestern geschehen, würde es auch bis an das Ende seiner Tage nicht vergessen. An dem allen war gewiß nichts Verdächtiges! Und am nächsten Morgen? Da war ihm zu allererst aus dem angsterfüllten Blick der Mutter die Frage entgegengesprungen: „Warst Du's?“ Und später, als sie wirklich seine Hände ergriffen, ihre Angst wirklich in Worte gefaßt hatte: „Junge, wenn Du's gewesen bist, sag mir's! Ich verrate Dich nicht . . . Ich bin doch Deine Mutter! Und weiß ich doch

auch, daß Du's nur getan haben kannst, um mich von diesem Unhold zu befreien! . . . Junge, es ist doch kein anderer da, der's getan haben könnte!“ Ja, so hatte sie gesprochen! Und dann, als er ihr das Wenige mitgeteilt, was er selbst wußte . . . wie hatte sie, immer noch in dem Glauben, daß er die Tat vollbracht haben müsse, um ihn gezittert und gebebt! „Reise ab, auf der Stelle, damit Dich die Gerichtskommission hier gar nicht mehr trifft! Und Deinen Waffenrock, der zum Verräter an Dir werden könnte, den schaff' ich beiseite, wo ihn niemand findet! . . . Junge, es kann doch kein anderer gewesen sein; es ist ja doch kein anderer da, der es gewesen sein könnte!“ Nein, unmöglich! Sie hatte mit so ehrlicher, atemraubender Angst der Ueberzeugung von seiner Schuld Ausdruck gegeben, daß ein Verdacht auf einen anderen, noch dazu auf einen, der ihr nahegestanden, nicht in ihr gelebt haben konnte!

Und weiter: Als er in der Nacht seiner Heimkehr aus dem Zuchthaus gegen den Rat des Onkels darauf bestehen geblieben war, sich mit allen Mitteln reinzuwaschen — was hatte sie da demjenigen, mit dem sie nach der Anklage ihrer eifersüchtigen Schwägerin in schmählichem Bunde stehen sollte, mit fester, ruhiger Entschiedenheit geantwortet? . . . „Ich kann mir nicht helfen, ich würd' es ebenso machen; ich an seiner Stelle! Und der andere! Keiner ruhige Minute dürfte er haben sein Leben lang.“

Nein, kein Weib auf der ganzen Erde wäre solcher Verstellung fähig gewesen! Und seine Mutter? . . . Plötzlich schämte er sich; nicht mehr wagen durfte er, seiner Mutter in die Augen zu sehen, nachdem er so unerhört frevelhafte Gedanken gegen sie gehegt hatte! Krank bis in die tiefste Seele war er gleich der unglücklichen Frau da drüben; und nur seine innere Zerrissenheit machte es begreiflich, daß er den tollen Verdächtigungen der Wahnsinnigen Raum gegeben hatte in seinem Hirn!

Plötzlich fiel ein Schatten über ihn her; erschreckt fuhr er herum; denn er hatte niemand kommen hören, und sah nun, daß seine Mutter vor ihm stand. Besorgt und liebevoll blickte sie ihm an und sprach:

„Friedel, lieber Friedel! Ich weiß, es geht Dir im Kopf herum, daß die Erna Plätche Dich wieder rein sehen möchte vor der Welt und daß Du doch nicht weißt, wie Du's anfangen sollst, es zu werden. Nimm Dir's doch nicht so zu Herzen, Junge, lieber Junge!“

Da brannte es ihm auf den Lippen, zu fragen: „Mutter, weißt Du ganz gewiß nicht, wer es war, der Deinen zweiten Mann totschrug? Hast Du nicht wenigstens auf jemand Verdacht? Sage mir die Wahrheit und schwöre mir, daß das, was Du mir sagst, die Wahrheit ist!“

Aber vor dem Blick reiner und zärtlicher Mutterliebe, den die Frau auf ihn richtete, stockte ihm das Wort festgebannt auf der Zunge. Und nun fühlte er gar die Hand der Mutter auf seinem Kopf. Wie wohl das tat, das liebkosende Streicheln einer Mutterhand!

„Komm' ich Dir doch helfen, Friedel! Ich weiß nicht, was ich darum geben möchte, wenn ich Dir helfen könnte! Aber ich bin ganz sicher: die Wahrheit kommt doch an den Tag! Ganz sicher! Und alle Abend bei' ich: Nur so lange möchte mich Gott noch leben lassen, bis die Wahrheit an den Tag gekommen ist und Du wieder mit frohen Augen in die Welt sehen kannst!“

Da war es Gottfried, als wenn ihm eine übermächtige Gewalt an den Schultern packte, ihn rüttelte und schüttelte. Da war es ihm, als wenn der ungeheure Druck, der auf seiner Brust gelegen, in

Stücke zerbräche — wie der Eispanzer bricht, der den Strom in Fesseln gehalten hat einen ganzen trüben Winter lang. Und nun schießt der Strom wieder jauchzend dahin mit springenden Wellen: Ach, du liebe Sonne! Es ist Frühling geworden!

Gottfrieds Brust flog in bebendem Schluchzen. Und auf einmal hatte er seine Mutter an sich gerissen, sein zuckendes, tränenüberströmtes Gesicht an ihrer Schulter geborgen.

„Junge, lieber Junge!“

„Ach, Mutter, vergib mir! Ich hab' Dich ja so lieb!“

„Vergeben? Ich hab' Dir doch nichts zu vergeben, Junge!“

Gottfried nahm die Hände der Mutter, küßte sie; nie zuvor hatte er es getan in seinem ganzen Leben.

Da kam der erste Blitz durch die schwarze Wolkenwand und der erste Donner rollte durch die Stille des schwülen Augustnachmittages.

* * *

Am nächsten Vormittag — es war Freitag, und Dienstag und Freitag waren Amtstage beim Administrator Friese — machte sich Gottfried, sein Zuchthausstagebuch in der Joppentasche, nach Zerlitz auf den Weg.

Nun hatte er in fruchtlosem Grübeln wieder fast die ganze Woche verloren. Und es wurde wirklich Zeit, daß er endlich in seiner Strafsache irgend etwas unternahm, irgend etwas, den Stein nur mal wieder ins Rollen zu bringen suchte; — wohin er dann lief, ob er sich überhaupt von der Stelle rücken ließ, der Koloß, der auf seinem Lebenswege lag, das mußte man abwarten. Nur sich rühren, sich regen! Und zweierlei Gutes mußte bei dem neuen Versuch in jedem Falle herauskommen: Erna Plathe sah seinen redlichen Willen, und er selbst jagte sie zum Teufel, die verrückten Gedanken, die ihm seit der Begegnung mit der Tante zugesetzt hatten bis aufs Blut.

Die Straße nach Zerlitz führte am Hause des Gemeindevorstehers vorbei, an dem pompösen neuen Hause mit dem „wildgewordenen“ Dach, auf das der dicke Plathe ganz besonders stolz war. „Das ist der allermoderne Baustil“, sagte er zu allen, die's hören oder nicht hören wollten, und in seiner Orthographie gab es natürlich zwischen „Stil“ und „Stiel“ keinen Unterschied. Als Gottfried zu den weit offenen Plathe'schen Fenstern emporsah, stand Erna in einer hellblauen Seidenbluse zwischen den weißen Gardinen, ein Staubtuch in der Hand, und wischte mit lässigen Bewegungen an den blinkenden Scheiben. Als gutes Omen nahm er's auf in seiner frohen Stimmung und schwenkte seinen Strohhut wie ein verliebter Sekundaner. Erna nickte, wurde rot dabei und trat vom Fenster zurück. Als Gottfried aber im Weitermarschieren rückwärtsschielte, sah er, daß sie, hinter der Gardine versteckt, ihm noch lange nachblickte.

Da wurde ihm so leicht und froh ums Herz, daß er hätte singen mögen. Hei, wie die blanken Schwalben über die Linden hin durch die blanken Luft schossen! Wer doch auch so fliegen könnte, jubelnd in den blauen Himmel hinein!

Und rüstig schritt Gottfried seine Straße, als könnte er die verloren gegangene Woche noch zu guter Letzt einholen.

Als im Zerlitzer Verwaltungsgebäude endlich nach langem Warten die Reihe auch an ihn kam, erwiderte Administrator Friese, der auf seine Amtsvorsteherwürde ebenso stolz war, wie er die damit ver-

chen Gruß des Eintretenden nur mit einem verständlichen Brummilaut. Und Fritz Reinhardt, des Doktorbauers einziger, der immer noch aushilfsweise den Sekretär spielen mußte, richtete sich als getreuer Knecht natürlich streng nach seinem Herrn und grüßte seinen Vetter und künftigen Schwager nur mit einem schließlich auch anders deutbaren Senken und Heben der Augenlider.

„Also Sie wünschen?“ fragte Friese, der Dienstags und Freitags immer seine „Amtsvorstehermienne“ aufsetzte, in barschem Ton und heftete einen fast feindlichen Blick auf den neuen Störer seines Friedens. Dabei kraute er sich mit den langen Fingern in dem schütterten rotblonden Vollbart, gleich als ob ihm darin etwas krabbele oder bisse. Fritz aber legte sich, einsig und ohne aufzusehen, einen neuen Aktenbogen mit dem üblichen Vordruck zur Aufnahme eines etwa nötig werdenden Protokolles zu-recht.

Doch ehe Gottfried, halb befangen, halb verletzt, noch den Mund zum Sprechen öffnen konnte, stürmte durch die Tür hinter ihm eine schlanke, vom Scheitel bis zur Zehle in Weiß gekleidete Dame in das durch seine kahle und ausdruckslose Nüchternheit fast zur Wehmut stimmende Bureau, schwang mit einer reichlich ungraziösen Geste ihres scheinbar etwas zu lang geratenen Ärmels ein Racket um den schmalen Kopf, dessen Haarschmuck in Wuchs und Farbe sehr an den Bart des Amtsvorstehers erinnerte, und rief mir genügend Ungestüm für ihre reichlichen dreißig Jahre:

„Ich langweile mich zum Sterben, Papa. Und wenn Du nicht Lust hast, mich innerhalb dreier Tage begraben zu lassen, dann borge mir Herrn Volontär Reinhardt, damit ich mit ihm eine Stunde dieses schrecklichen Sommers totschiessen kann!“

Fritz, der Sekretär wider Willen, war aufgesprungen und hatte die Haken zusammengeschlagen, daß es nur so knallte; und der Administrator lächelte, als ob sich sein Vaterstolz durch das starke Temperament und den witzigen Geist seiner Tochter ungeheuer geschmeichelt fühlte.

„Na, dann geh'n Sie man, Reinhardt, und leisten Sie dem Fleckfieber 'n bißchen Gesellschaft“, sagte er leutselig. „Wird ja nicht weiter was Wichtiges vorkommen, heute; und wenn schon.“

„Dann muß es eben bis Dienstag bleiben!“ gab Fritz schlagfertig zurück, und stellte sich Elena Friese mit seinem elegantesten Bückling zur Verfügung.

„Und Sie ... wenn es nicht bis Dienstag Zeit haben sollte — was mir eigentlich lieber wäre ...?“ wandte sich der Amtsvorsteher nun wieder seinem unbetenen Gaste zu, zog ein Taschenmesserchen hervor und begann sich mit umständlicher Gründlichkeit die Nägel zu putzen.

Gottfried räusperte sich.

„Sie werden davon gehört haben Herr Friese.“

„Herr Amtsvorsteher oder Herr Administrator wenn ich bitten darf!“

„Hm ... also es wird Ihnen nicht fremd geblieben sein, daß ich mich des Verbrechen, für das man mich mit fünf Jahren Zuchthaus bestraft hat, unschuldig weiß.“

„Daß Sie so was Aehnliches behaupten, ist mir allerdings zu Ohren gekommen!“

„Ich behaupte es nach bestem Willen und Gewissen.“

„Das sagen alle; auch die, die einen Meineid schwören!“

„Herr Amtsvorsteher ...“

„Halten Sie sich doch nicht so lange bei der Vorrede auf. Meine Zeit ist knapp.“ Und Friese gähnte. Er war, der Not des Landwirtsberufes gehorchend,

Zeit von elf bis zwölf auf die Strapazen des guten Tisches, den seine bessere Hälfte führte, durch ein kleines Nickerchen vorzubereiten. Und die elfte Stunde rückte heran; das spürte er, auch ohne daß er nach der Uhr sah.

Gottfried riß seine Gedanken zusammen.

„Ja . . . ich möchte also in meiner Sache Antrag auf Wiederaufnahme des Strafverfahrens stellen.“

„Das ist Ihnen doch schon im Zuchthaus ein paar-mal vorbeigeglückt!“

„Trotzdem!“

„Begründung?“

Gottfried zog sein Tagebuch hervor.

„Ich kann, und will nichts unversucht lassen. Ich hab' im Zuchthaus allerlei aufgeschrieben, was mir so durch Kopf und Herz gegangen ist in der Zeit. Hab' mich gewissermaßen in diesen Blättern offen und ehrlich mit Gott und mir selber auseinandergesetzt! Durch das Lesen des Buches sind schon mehrere Leute, die meinen bloßen Versicherungen nicht Glauben schenken wollten, von meiner Unschuld überzeugt worden. Nun möcht' ich das Buch dem Gericht in Vorlage bringen. Vom Zuchthaus aus hab' ich's leider nicht gedurft. Der Direktor hat's nicht gestattet, hat sich sogar geweigert, das Buch zu lesen.“

„Das find' ich vollkommen begreiflich. Papier ist geduldig. Da können Sie 'raufschreiben, im Himmel sei Jahrmarkt, und es wird doch nicht rot davon.“ Friese fing an Dialekt zu sprechen — ein sicheres Zeichen, daß er ungemütlich wurde — und machte große runde Augen, aus denen es wie Abwehr blitzte. Wie so viele Landleute, hatte auch er eine wahre Scheu vor „überflüssiger“ Lektüre. Aus Interesse las er lediglich die Lokalnachrichten seiner Berliner Zeitung und allenfalls noch 'mal einen Reichstagsbericht; in seine Akten aber steckte er seine lange, magere Nase nur, weil er's eben mußte.

„Ja . . .“ Gottfried war es, als hinge sich ihm ein Klumpen Blei an die Zunge — „wie gesagt . . . ich möchte versuchen, was sich irgend versuchen läßt. Es mag sich doch keiner gern als Totschläger und — vor allem als feiger Lügner verachten lassen, wenn er sich unschuldig weiß. Und wenn der Herr Amtsvorsteher die Güte hätten, meinen Antrag mit einem freundlichen Worte zu unterstützen . . . etwa daraufhin, daß meine hier schon seit mehreren Jahrhunderten angesessene Familie immer im besten Ruf gestanden hat . . .“

Bis zum Tode ihres Vaters, wollen wir sagen. Von da an ging's ziemlich schnell bergab mit dem „besten“ Ruf, oller Freund!“

„Damals . . . damals saß doch mein Onkel noch auf Ihrem Posten; und den Bekundungen von Verwandten begegnen die Gerichte immer mit Mißtrauen!“

„Was vollkommen in der Ordnung ist. Vögel aus demselben Nest hacken sich die Augen nicht aus.“

„Ja, und dann stand ich doch damals vor dem Kriegsgericht, und ich war nicht 'mal recht beliebt bei meinen Vorgesetzten.“

„Na also!“

„Aber jetzt, wenn es gelänge, ein Wiederaufnahmeverfahren durchzusetzen, käme meine Sache doch wohl vor die Geschworenen.“

Friese klappte sein Messer zu.

„Also tun Sie, was Sie nicht lassen können! Nur mir bleiben Sie gefälligst mit Dingen vom Leibe, die über den Rahmen meiner dienstlichen Pflichten hinausgehen. Schreiben Sie ans Gericht — bitte. Schicken Sie auch Ihr Buch mit ein. Lesen wird's natürlich keener. Da müßten unsere Richter viel Zeit haben. . . .“

an mich als Amtsvorsteher kommen, so werde ich zu den Akten berichten, was mir nötig erscheint. Weiter haben Sie wohl nichts?“

Der Amtsvorsteher stand auf, besah seine kotbespritzten Krepptiefel und gähnte noch um einiges herzhafter als das erstmal.

„Doch . . . etwas hätt' ich noch.“ Langsam schob Gottfried sein Buch, das er so lange in den Händen gehalten, wieder in die Brusttasche zurück. „Ich möchte gerne eine Belohnung aussetzen — 500 oder 1000 Mark — für den, der mir irgendwelche Angaben machen könnte . . .“

„Die zur Ermittlung des Täters geeignet sind,“ ergänzte Friese und brach dabei in Lachen aus. „Mann, Sie haben Ihren Beruf verfehlt! Sie hätten Polizeipräsident von Berlin werden sollen. Der setzt auch bei jedem Kapitalverbrechen tausend Mark Belohnung aus; bloß helfen tut's nisch. Aber das können Sie natürlich auch halten wie 'n Dach-decker. Annoncieren Sie in allen Blättern der Welt — die marokkanischen eingerechnet. Vielleicht steckt der wahre Täter — wenn Sie's wirklich nicht sind — in der Fremdenlegion. Ist alles schon dagesen.“

„Ja . . . ich . . . ich wollte Sie bitten, diese Ankündigung von Amts wegen . . .“

„Fällt mir nicht im Traum ein, Ihr spezielles Privatvergnügen zu unterstützen. Nun muß ich aber wirklich: ich habe andere Pflichten!“ Er stieß die in einem unglaublichen Gelb gestrichene Tür auf und ließ Gottfried höflich den Vortritt. Totschlägern gegenüber muß man vorsichtig sein, besonders wenn man sie gereizt hat, mochte er denken. Und gravitatisch stelte er mit seinen langen Beinen, einen lustigen Gassenhauer pfeifend, über den geräumigen Hof seinem hübschen, efeumrankten Wohnhause zu.

So mußte sich Gottfried denn um eine Hoffnung ärmer auf den Heimweg machen. Um eine Hoffnung ärmer und doch nicht hoffnungsarm. Mit einer Sache, die uns fehlschlägt, ist das wie mit einem Menschen, in dem wir uns getäuscht haben, dachte er. Für den einen Verlorenen finden wir bald genug einen anderen, an dem unser Glaube sich wieder aufrichten kann. Zum Irrewerden an allem Guten und Gerechten ist ein Fehlschlag kein Grund!

Und als der Unmut über die Behandlung, die der Amtsvorsteher ihm hatte angedeihen lassen, ihm doch in die Krone schießen wollte, biß er die Zähne zusammen und sagte dann ganz laut vor sich hin: „Nun gerade! Nun gerade!“

Seit er den Zweifel an seinen beiden Nächsten an der Mutter und dem Onkel Jörg, niedergezwungen zu haben meinte, war die Hoffnungsfreudigkeit wieder obenauf in ihm. Und es schien, als sollte die recht behalten. Denn als Gottfried nach Hause kam, lag da auf dem Tische in der Küche eine Sendung von Pfarrer Christ: ein gedrucktes Heft und kurzer Begleitbrief.

Das Heft war die Rechtfertigungsschrift eines Lehrers, der der Vergiftung seines verkrüppelten Stiefkinds angeklagt, auf einen Indizienbeweis hin zu zehn Jahren verurteilt worden war und mit dem Gottfried ein paar Wochen auf der Schreibstube der Anstalt zusammen gearbeitet hatte.

Die Rechtfertigungsschrift des Lehrers nun, an dessen Unschuld ja auch Gottfried nie gezweifelt, — so schrieb Pfarrer Christ — wäre in die Hände eines rührigen Verlegers gekommen und hätte auf die Presse einen so starken Eindruck gemacht, daß die Gerichte dem Anpralle der öffentlichen Meinung nachgeben und ein Wiederaufnahmeverfahren einleiten müßten, in dessen Verlauf der Lehrer nach

dem er glücklicherweise nur drei Jahre schuldlos gebüßt, wirklich freigesprochen wäre.

„Ich möchte Ihnen raten,“ stand weiter in dem Brief des menschenfreundlichen Geistlichen — „auch Ihre Aufzeichnungen dem Verleger der Schrift zur Drucklegung anzubieten. Hoffentlich gefallen Sie ihm, und hoffentlich nehmen sich die Zeitungen dann auch Ihres Buches und Ihrer Sache freundlich an.“

Gottfried dankte dem Pfarrer sogleich mit einigen herzlichen Zeilen, die in dem Wunsche ausklangen, dem stets hilfsbereiten Manne noch einmal in der Freiheit begegnen zu dürfen.

Dann nahm er sein Tagebuch wieder in die Hand und ging zu seiner Schwester.

„Du Elsbeth, . . . ich hätte eine Bitte an Dich!“

„Die wäre?“

„Ich will das Buch hier wegschicken, fürchte aber, es könnte mir verloren gehen, und möchte darum gern eine Abschrift davon haben. Selbst kann ich sie jetzt im Sommer schlecht machen — bei der vielen Arbeit draußen . . .“

„Hm, . . . meine Handschrift ist leider wenig schön, Friedel: und dann bin ich auch so ganz aus der Übung . . .“

„Das tut nichts, Elsbeth. Ich gebe dann mein Exemplar fort und behalte das für mich, was Du geschrieben hast. Tu' mir schon den Gefallen!“

„Ich habe jetzt selbst so viel zu häkeln und zu sticken. Aber wenn's nicht anders geht, dann geh' nur her!“

So gab Gottfried das Buch und schlug seinen Unmut mit dem Gedanken nieder: Es wird schon die Zeit kommen, wo ich Dir wieder gefällig sein kann, Schwester!

Am nächsten Sonntag erschien Trude Hoffmann und bat um Verlängerung ihres Urlaubs. Die von den Plathe'schen Damen aus Berlin verschriebene Schneiderin fertige wahre Kunstwerke von Toiletten an; und sie müsse noch weitere acht Tage die Handlangerin dabei spielen. Als sie auf ihre älteren Pflichten gegen Reinhardts hingewiesen hätte, wäre der Gemeindevorsteher selbst mit einem Machtwort dazwischengefahren: Er und seine Angelegenheiten gingen doch wohl vor in Rodenau!

Gottfried ärgerte sich und wußte nicht, ob er's nur wegen des Machtwortes und der anspruchsvollen Toiletten tat, die bei dem für Anfang September bevorstehenden dreihundertjährigen Erinnerungstage an die Gründung von Rodenau zur Schau getragen werden sollten. Aber er mußte den erbetenen Nachurlaub doch wohl oder übel bewilligen, und gab auch noch ein paar Zeilen an Erna Plathe mit. Er hätte einen ebenso großen wie geheimnisvollen Plan, schrieb er in fast übermütigen Ton, und sei des endlichen Sieges seiner gerechten Sache gewiß.

Doch schon am Montag ertappte er sich bei dem Gedanken, daß ihm Trude Hoffmann fehle, daß sie ihm eigentlich schon in der vergangenen Woche gefehlt habe. Natürlich nur, weil man jetzt, zu Ende des Augustmonats, ohnehin nicht Arbeitskräfte genug aufreiben konnte, um alles regelrecht zu bewältigen, was sich da an die Hände heranschob in die Hände hineinwuchs gewissermaßen. Der auf Stiegen stehende Hafer, von dem man nur einen verschwindenden Teil hatte einfahren können, war durch ein paar tüchtige Gewittergüsse so vollständig durchnäßt worden, daß man die Garben noch einmal aufbinden und wieder aufs Schwad zum Trocknen auslegen mußte. Der zum zweitenmale verblühende Klee rief geradezu nach der Sense, in den Rüben wuchs bei dem fruchtbaren Wetter das Unkraut unter der Harke, und die Frühkartoffeln, deren Gestengel längst zu faulen begonnen, wollten aus

der feuchten Erde in trockenen Säcken auf den Markt.

Ja, nur daran lag es, daß Gottfried Trude Hoffmann vermißte. Trude Hoffmann mit den flinksten Füßen und den fleißigsten Händen von allen, die auf dem Reinhart'schen Hof ihr Wesen oder Unwesen trieben. Und wie blitzsauber sie ihre fleißigen Hände hielt, wie hübsch und fein sie ihre Füße bei aller Flinkheit zu setzen wußte! Die anderen Mädel — ob Bauern- oder Arbeitermädel, machte da kaum einen Unterschied — plump und schwer traten die einen auf, und zimmerlich und geziert trippelten die anderen, besonders wenn sie barfuß gingen. Trude Hoffmann schritt auch barfuß so natürlich und anmutsvoll dahin, als stamme sie von jenen wilden Völkern ab, die gewöhnt sind, nackte Füße auf nackte Erde zu setzen.

Schon in seinen Knabenjahren hatte Gottfried mit stiller Schwärmerei an dem Bilde gehangen, das seine Phantasie sich von Thusnelda, der Braut des Germanenherzogs Arminius, gemacht. Und seltsam . . . ab und an verschwammen jetzt seinem, von jeher zur Träumerei geneigten Sinn die Gestalten Thusneldas und Trude Hoffmanns in eins. Gewiß . . . so hoch und schlank an Wuchs, wie die eine, die lebende, war, mochte die andere, die tote, seinem Geist doch ewig unsterbliche, wohl auch gewesen sein. Sicher, Trude Hoffmann reckte ihren Kopf noch ein gut Teil höher in die Luft als Erna Plathe; und immer hatte Gottfried Reinhardt von allen Frauen und Mädchen die großen und stattlichen — die „deutschen“ wie er sie nannte — am liebsten gesehen. Nur Trude Hoffmanns braunes Haar mit dem leisen Schimmer eines eigentümlichen, fast funkelnden Rotes darin war nicht recht in Einklang zu bringen mit dem Phantasiebild der bernsteinblonden Germanin Thusnelda. Vortrefflich aber und besser, als dazu die Farbe der reifen Aehren gepaßt hätte, stimmte dieses flimmernde Rotbraun ohne Frage zu dem heiteren, lebensfrohen Lächeln, das bei aller Mühsal und allen Sorgen, die auf ihren jungen Schultern lagen, fast immer Trude Hoffmanns gutes und kluges Gesicht wie von innen heraus erhellte.

Ja — das mußte Gottfried sich schließlich eingestehen — auch aus anderen als rein praktischen Gründen konnte ihm Trude Hoffmann wohl fehlen, nachdem er sie acht Tage und länger weder auf dem Hof noch auf dem Felde zu Gesicht bekommen, nachdem er acht Tage und länger weder ihr Lachen noch ihr Singen gehört, das ihr überall, wo sich's irgend schickte, leicht und hell von den roten Lippen flog. Und wenn der Mensch sich an allem freuen durfte, was die Natur zu seiner Sinne Labsal rings um ihn her aufgebaut, so war's auch gewiß keine Sünde, sich trotz seiner Liebe zu Erna Plathe an Trude Hoffmann zu freuen, nach der er selbstverständlich kein anderes Begehren trug als nur das eine, sie um sich zu sehen.

Auf den aber, der ihm, ohne es zu wollen, für Trude Hoffmanns Liebreiz die Augen geöffnet hatte: auf den roten Alwin, gab er nach wie vor acht wie ein Privatdetektiv. Und er wurde dabei den einmal gefaßten Verdacht nicht los, daß dieser brutale Bursche sich den Antrieb zu seinen hämischen, von verstecktem Haß erfüllten Anspielungen auf das Zucht-haus aus diesem selbst geholt haben mochte. Allzu deutlich erinnerte ihn der heimtückisch-verschlagene Blick, mit dem der Knecht um ihn herum-schlich, sein dreistes Benehmen gegen die, die es sich bieten ließen, und sein feiges Nackenducken vor denen, deren Macht oder Stärke er fürchten mußte, an manchen Verkommenen, der fünf Jahre lang seines Lebens und Leidens Gefährte gewesen. Dazu gebrauchte der rote Alwin gegen seine

Arbeitsgenossen häufig Ausdrücke, die Gottfried bisher noch nirgends als eben im Zuchthaus gehört hatte.

Eines Abends — er hatte es schon längst gewollt, aber immer keine Zeit gefunden — suchte er die Papiere des Rätselhaften heraus, vermochte aber in dem durch eine ganze Reihe von Jahren ordnungsmäßig geführten Gesindebuch keine so lange Dienstunterbrechung festzustellen, daß die zwischen den einzelnen Eintragungen liegende Zeit zur Verbüßung einer Zuchthausstrafe ausgereicht haben konnte. Mit seinen Arbeitsstellen hatte der „herrschaftliche Kutscher Alwin Plattenberg aus Hagen in Westfalen“ — auf diesen Namen waren die Papiere ausgestellt — allerdings oft genug gewechselt, in manchen Jahren drei- bis viermal, und zwischen je einem alten und einem neuen Dienst stets eine ausgiebige Muße, doch nie von längerer als zweimonatiger Dauer, gegönnt. Als auffällig konnte höchstens erscheinen, daß die fuchsroten Haare des Knechtes als rötlich-blond bezeichnet waren, und daß es unter den „besonderen Merkmalen“ an einem Hinweis auf die sehr in die Augen springende Entstellung durch die Pockennarben fehlte. Daß der Mann sich herrschaftlicher Kutscher nannte, nach den ersten Notizen seines Dienstbuches auch zwei Jahre in vornehmen Häusern den Kutscher gespielt hatte, sich jetzt dagegen nur als Pferd-knecht und Landarbeiter betätigte, durfte nicht weiter wundernehmen in einer Zeit, in der die Landwirtschaft froh sein muß, wenn neben der bitter kleinen Schar, die von Jugend auf zu ihrer Fahne schwört, ihr wenigstens noch der Abnuß und Auswurf der erklärten Berufsarten Dienste leistet.

Immerhin konnte Gottfried sich's nicht versagen, den roten Alwin eines Nachmittags, als er ihn allein beim Grünfuttermähen traf, etwas ins Gebet zu nehmen.

„Hör' 'mal. Du . . . Soldat bist Du nicht gewesen? Was?“

„Jott sei Dank — nee!“

„Warum gehst Du eigentlich nicht mehr als herrschaftlicher Kutscher, wie Du's früher getan hast?“

„Weil's mir nicht paßt, all mein Lebtage den Hanswurst und Hundejungen von Leuten zu spielen, die sich wegen ihrer paar elenden Jroschen einbilden, daß sie wunder was mehr sind als unsrer!“

„Hm . . . Wie kommt es wohl, daß in Deinem Dienstbuch Deine Haare als rotblond angegeben sind?“

„Das kann ich dem Bauern auch verraten. Weil ich das Feuer auf meinem Koppe früher mit 'nem blonden Haarfärbemittel gedämpft habe. Früher, als ich noch mehr unter Menschen gekommen bin. Hier in Rodenau sind so 'ne kostspieligen Verschönerungsversuche Unsinn — überhaupt bei dem fürstlichen Lohn, den man als Landarbeiter kriegt.“

„Warum wohl in Deiner Personalbeschreibung die Pockennarben nicht angeführt sind?“

„Da könnt' ich — wenn ich wollte — dem Bauern vorreden, der liebe Gott hat sie mir erst später geschenkt. Die Pocken und auch die Pockennarben. Aber ich will dem Bauern nisch vorreden! Die Schreiberseele, die mir damals in meiner Heimat die Flebbe ausstellte, war wohl zu anständig, extra auf 'ne Schimpfierung hinzuweisen, für die doch kein Mensch, der unter ihr leiden muß, was kann. Oder aber — daß die anständigen Menschen verflucht knapp sind in der Welt — am Ende war er auch bloß zu faul, mich genau anzukucken oder 'n langes Jeschreibe über meine elende Existenz zu machen. 'n Strich hinter die besonderen Merkmale — fertig!“

Du hast, so lange Du hier bist — ich hab' mich

bei meiner Mutter erkundigt — noch nie einen Brief gekriegt. Gib's denn in Hagen oder sonstwo in der Welt nicht irgendeinen Menschen, der sich 'mal um Dich kümmert?“

Der breite, häßliche Mund Alwin Plattenbergs zuckte, seine blanken Augen erschienen plötzlich wie trübe angehaucht.

„Ich hab' kein Aas, das nach mir fragt,“ versetzte er mit höhnischer Verbissenheit. „Eltern lange tot und begraben; Geschwister in alle Winde, 's ist auch 'n Jux dran gelegen. Briefe schreiben kostet bloß Porto; und 'mal was schicken tut unser- einem doch keiner. Jeld haben wir ooch nicht, heißt's bei uns allen zusammen.“

Und der Knecht faßte die Sense, auf die er sich so lange gestützt hatte, bei den Griffen und ließ sie wieder langsam und träge, wie das so seine Art war, durch die weißblühende Seradella hinzischen.

Du tust ihm sicher unrecht, dachte Gottfried, während er weiter seinen Weg über das Feld nahm, hin zu den anderen Leuten, die die braunen Schwaden des fast schon trockenen Klees zum Schutz gegen den Nachttau in Hocken setzten. Wo soll so ein armer, glender Geselle Güte und Liebe, die doch der Anfang und Urgrund sein müssen zu aller Charakterentwicklung —, wenn sich niemand seines vereinsamen und verhärteten Gemütes annimmt? Du gerade solltest als erster versuchen, ob Du ihm nicht ein wenig näherkommen kannst.

* * *

Der Doktorbauer, der sich in den letzten Wochen und Monaten in der ehemaligen Villa Strohschein so rar gemacht, kam nach dem qualvollen Auftritt, den seine Frau in Gottfrieds Gegenwart heraufbeschworen hatte, wieder öfter 'mal auf einen Sprung zu seiner Schwägerin, zu seinem Neffen und seiner Nichte herüber. Lag was daran, daß nun, wo der Monat August mit Macht zu Ende ging, der wieder früher hereinbrechende Abend des Landmannes Tagewerk schon merklich verkürzte, ihm wieder reichliche Muße ließ zu einem gemütlichen Plauderstündchen in der Stube oder unter den Linden vor der Tür, die schon hie und da ein paar gelbe Blätter zur Erde fallen ließen? Oder wollte er durch seine Besuche zeigen, daß er sich vor dem tollen Verdacht, den seine Frau in sinnloser Raserei gegen ihn ausgespien, nicht fürchtete? Nie kam er mit einem Wort auf den Vorfall zurück, nie auch rührte er mit einer Silbe an Gottfrieds Vorhaben, seine Rechtfertigung zu versuchen. „Ich rede nicht mehr mit Dir über diese Sache!“ hatte er an jenem Sonntag Nachmittag gesagt; und er hielt Wort, wie er wohl immer Wort gehalten hatte im Leben.

Daß die Mutter ihren Schwager gern bei sich sah, das konnte Gottfried immer wieder und wieder beobachten. Ihr Gesicht hellte sich auf, wenn er in die Tür trat, ihre Augen nahmen einen wärmeren Glanz an, ihre Stimme bekam einen volleren Ton. War's ein Wunder dem Manne gegenüber, der ihr in der schwersten Zeit ihres Lebens so treu zur Seite gestanden? Und durfte der Mensch nicht lieb haben, zu wem immer sein Herz ihn hinzog? War Liebhaben Sünde? Ließ das Herz sich denn überhaupt Befehle diktieren: dem darfst du gut sein, dem nicht!“

Der Onkel war gegen die Mutter von immer der gleichen stillen, gütigen Freundlichkeit. Da gab es keinen Blick und keinen Händedruck, der dem Argwohn des eifersüchtigsten Weibes hätte Nahrung bieten können. Nein, ruhiger und gelassener vermochte kein Bruder mit seiner Schwester zu verkehren.

Die Aufmerksamkeiten, die der Doktorbauer im

Hause seiner Schwägerin erwies, erwies er lediglich ihren Kindern. Mit Gottfried besprach er den Gang der Wirtschaft, insbesondere die Vorbereitungen für die Herbstbestellung, gab ihm aus dem Schatz seiner reichen Erfahrungen eine Fülle guter Ratschläge und kam gar eines Abends mit der Freudenbotschaft, daß der Schneidemühlenbesitzer Gräbert, der noch ein Freund von Frau Marias erstem Gatten war, ihm in die Hand versprochen hätte, seine gesamte nächstwinterliche Holzabfuhr aus dem königlichen Forst Gottfried übertragen zu wollen, was diesem in der landwirtschaftlich stillen Zeit eine unvorhergesehene Einnahme von nahezu dreitausend Mark in Aussicht stellte — ein wahres Glücksgeschenk bei seiner nichts weniger als guten finanziellen Lage.

Eines Abends ließ der Doktorbauer seinen Blick lange nachdenklich auf den feinen, zarten Fingern der wie auf Kohlen sitzenden Elsbeth ruhen, die da nervös an ihrer „Aussteuer“ bastelte, nicht etwa an Hemden und Jacken oder notwendigem Tisch- und Bettzeug, sondern an allerhand zierlichem und unnützem Luxuskrum: Kanten, Litzen, Einsätzen und Deckchen. Gottfried war der Richtung der ernsten und klugen Augen gefolgt und wünschte, der Onkel, vor dem die Schwester noch am ehesten Respekt fühlte, möchte ihr einmal wieder ernstlich ihre Torheit vorhalten, in der sie wie blind und taub einer trüben Zukunft entgegentaumelte.

Der Doktorbauer aber sagte nur:

„Ich weiß nicht, Kind, Du wirst jetzt von Woche zu Woche blasser.“ Und da die Angeredete wieder rot wurde bis in die blonden Haare hinein, zu seiner Schwägerin gewendet: „Du solltest wirklich mal den Arzt rufen, Marie“ . . .

Als Elsbeth aber die Schuld an ihrer Blässe und scheinbaren Kränklichkeit nervös, fast weinerlich auf das viele Nähen und Sticken schob, warf Gottfried ein: „Die ganze Aussteuergeschichte hat doch wohl überhaupt nicht so große Eile, daß Du darum die Rücksicht auf alles andere, auf Deine Gesundheit sogar, in den Wind schlagen mußt!“

„Dich ärgert wohl, daß ich Dir Dein Buch immer noch nicht geschrieben habe?“ fragte Elsbeth schroff zurück.

„Daran hab' ich im Augenblicke nicht mal gedacht — wenn ich auch mein Buch allerdings gern recht bald wegschicken möchte,“ antwortete Gottfried gelassen. „Aber gegen Deinen Anfall von Bleichsucht wäre das Nützlichmachen in Hof und Feld, zu dem ich Dir schon so oft geraten habe, sicher die allerwirksamste Kur.“

„Haha,“ fuhr das Mädchen da auf — „die Dienstmagd soll ich bei Dir spielen? Da kannst Du lange warten. Und wenn's Dir zuviel ist um das Nachtlager und das bißchen Essen, das ich von Deiner Gnaden genieße — ich finde auch anderswo ein Unterkommen bis — bis zum Herbst.“ Dabei brach sie in Tränen aus und lief, ehe sie noch einer der drei anderen zu einem Wort der Beruhigung gefaßt hatte, zur Tür hinaus.

Die Mutter biß die Lippen zusammen, der Onkel wiegte nachdenklich den Kopf, und Gottfried, in dem nun doch der Unwille überkochte, stieß heraus:

„Hat sie also doch endlich einen Grund gefunden, um uns davonzulaufen — dahin, wo's ihr nun mal besser gefällt.“ Und weil er dachte: An Deiner ganzen Reizbarkeit, Schwesterchen, ist nur dies ungesunde heimliche Liebesgetue mit Deinem Luftkuss von Vetter schuld, und es wird wirklich Zeit, daß ich dem Burschen mal gehörig die Zähne zeige — auch wegen seines frechen Prahlens mit Erna Plathes Schwärmerei für ihn! — so schob er ohne langes Besinnen seinen Stuhl unter den Tisch und ging

so, wie er war, ohne Hut und mit leichten Schuhen an den Füßen, der Ausreißerin nach.

Als er auf den Hof hinaustrat, über dessen Scheunendach der Mond eben mit seinem vollen runden Gesicht hinwegsaß, klappte gerade das Gartentor. Also dahin geht der Weg! Und mit seinen langen Beinen, lautlosen Schleichschritten, nahm Gottfried die gleiche Richtung.

Auf dem Fußsteig an dem schwarzen Heckenwall entlang, der in schnurgerader Linie alle Rodenauer Gärten noch heute gegen die Feldmark abschließt, sah er Elsbeth in ihrem hellen Kleid wie eine Geistererscheinung hinhuschen. Dann bog sie nach rechts in den Pfad ein, den sich heimliche Angler und Krebsfänger quer über die Brückner'schen Aecker zum See hin angelegt hatten, und den zu sperren weder den Warnungstafeln an seinem Anfang und Ende, noch den zahlreichen Strohwischen, mit denen er auf der mittleren Strecke besteckt war, gelingen wollte. Denn für verbotene Wege hatten die Rodenauer, wie alle Landleute, die nahe am Wasser und Wald hausen, eine altgewohnte und unausrottbare Passion.

Gottfried mußte sich alle Mühe geben, um der Schwester auf den Fersen zu bleiben. So geschwind schritt sie dahin, stockte nicht einmal in Angst oder Argwohn auf ihrem Wege, hatte weder Augen noch Ohren für ihre Umwelt, schien alle ihre Sinne auf das ersuchte Ziel zu richten.

Auf den Wiesen am See stand der Nebel wie ein weißes Meer. Als Elsbeth in ihrem hellen Kleid den Fuß hineinsetzte, war sie auch gleich verschwunden, wie aufgeschluckt von der stillen, erstarrten, gespenstischen Flut. Die Erlen am Ufer erschienen dem silbernen Schleier wie unwirklich, von seltsamen grotesken Formen. Am Himmel funkelten die Sterne nun, da die Nächte schon wieder kühl wurden, in reiner und holder Klarheit, von keinem schwülen Sommerdunst mehr trüb umhaucht. Schwer fiel der Tau auf Gottfrieds unbedecktem Scheitel.

Plötzlich rief Elsbeth ein ängstlich-verzagtes „Fritz! Fritz!“ in die große, feierliche Stille.

Jenseits des Sees, wo sich der dunkle Gürtel des königlichen Forstes dicht an das fruchtbare Wiesengelände schmiegte, begann ein Reh zu schrecken und verfiel, als von Elsbeth Munde noch einigemal das ängstliche „Fritz! Fritz!“ in die Stille scholl, in ein hartnäckiges Schmälen, als sei es erbost über die ungewohnt laute Störung seiner nächtlichen Einsamkeit.

Gottfried war der Schwester nachgeschlichen, stand nun selbst, von ihr noch immer unbemerkt, hinter der Rohrhütte des Fischers Knoost hart am See, der regungslos wie ein Spiegel lag, und über dessen schwarzglänzendes Wasser der Mond seine goldene Lichtbrücke spannte.

Wie unsagbar schön und friedevoll das alles ist! schoß Gottfried durch den Sinn. Und daß immer Menschen kommen müssen, so unsagbar holden Frieden zu stören!

Nun ein Rauschen im taumassen Gras, ein unwillig argwöhnisches Schnaufen wie aus den Nüstern eines Pferdes. Sieh' da . . . wahrhaftig: der Herr Volontär hoch zu Roß!

Gewandt schwang sich die hohe Gestalt aus dem Sattel und schlug den Zügel des sicher heimlich aus den Zerlitzter Gutsställen entführten Gaules um den Aststumpf eines abgestorbenen Erlenriesen.

„Fritz! Mein Gott! Warum hast Du mir denn nicht geantwortet? Ich . . . rein auf den Tod hab' ich mich erschreckt, wie ich einen Reiter auf mich zukommen sah.“

(Fortsetzung folgt.)